

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die Rache der Horror-Reiter

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Rache der Horror-Reiter

John Sinclair Taschenbuch Nr. 6

von Jason Dark

erschienen am 15.09.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Rache der Horror-Reiter

AEBA - wer erinnert sich nicht an diesen Namen? Die Leibwächter von vier ranghohen Dämonen, die Reiter der Apokalypse. Zweimal hatte ich gegen sie gekämpft, aber ich hatte sie nicht entscheidend besiegen können. Sie waren nur in eine andere Dimension geschleudert worden. Dort erstarkten sie wieder. Und sie kannten nur ein einziges Ziel: Rache! Sie kehrten zurück, verbreiteten Angst und Schrecken. AEBA war wieder da. Und ich, John Sinclair, machte mich bereit, zum drittenmal gegen sie anzutreten...

Der Kampf wurde mit erbarmungsloser Härte geführt!

Auf der einen Seite standen Myxin und seine Schwarzen Vampire. Mit ihnen zusammen kämpfte ein Verzweifelter, ein Mann, der das Kreuz und den magischen Bumerang besaß - John Sinclair.

Auf der anderen Seite standen mächtige Gegner. An erster Stelle der Schwarze Tod, unterstützt von Asmodinas Todesengeln und den vier gefährlichen Horror-Reitern.

Sie wollten zusammen mit dem Schwarzen Tod den Geisterjäger vernichten.

Es kam anders. Zusammen mit dem Bumerang entfaltete das Kreuz eine nie gekannte magische Kraft. Aus den Jenseitswelten griffen die Herrscher des Lichts ein. Die vier Strahlen aus dem geheimnisvollen Kreuz zerrissen die Horror-Reiter und schleuderten sie in die Unendlichkeit der Dimensionen.

Doch die Horror-Reiter waren nicht tot. Das Schicksal wollte es anders.

Sie überlebten.

Und sie sann auf grausame Rache!

Asmodina hatte flammendrotes Haar, und aus ihrer Stirn wuchsen zwei Hörner. Darunter befand sich ein glattes marmornes Gesicht mit zwei eiskalten Augen. Der Mund bildete einen Strich, so hart waren die Lippen aufeinandergepreßt worden.

Sie war eine Frau mit der Figur einer Göttin, und doch war sie so schlimm wie der Teufel selbst, denn sie war seine Tochter.

Und Asmodina hatte Sorgen. Nachdem sie die Funktion des Schwarzen Tods übernommen hatte, wollte sie sich zur Herrscherin im Reich der Dämonen aufschwingen. Sie wollte die unzähligen Welten kassieren, sie ihrem Reich angliedern und sich große Dämonenfürsten Untertan machen.

Das ließen sich andere, mächtige Dämonen nicht gefallen, auch

wenn sie die Tochter des Teufels war, der angeblich an oberster Stelle in der Höllenhierarchie stand. Doch das war ein Amt, das er sich selbst gegeben hatte. Tatsächlich aber waren der Aufbau und die Hierarchie wesentlich vielschichtiger gegliedert. Es gab andere, sogar schlimmere Dämonen, und das hatte besonders Asmodina während der internen Machtkämpfe zu spüren bekommen. Sie mußte einsehen, daß sich die anderen nicht lenken ließen. Immer wieder wurde sie in ihre Schranken verwiesen.

Hinzu kamen spektakuläre Niederlagen. Sie hatte Destero, einen ihrer wichtigsten Diener, verloren. Es war ihr zwar gelungen, die Mordliga zu gründen, doch Dr. Tod und seine Vasallen gingen eigene Wege. Sie wollten unabhängiger von ihr sein.

Alles Beweise, die auch von den anderen hohen Dämonen registriert wurden. Niemand akzeptierte sie als Königin, man beobachtete nur. Vor allen Dingen interessierte sie der Kampf Asmodina gegen den Geisterjäger John Sinclair.

Sinclair war ein Mensch, ein Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen. Und vor allen Dingen Asmodina. Alles hatte sie versucht, um diesen Sinclair in ihre Klauen zu bekommen. Ein paarmal war sie nahe dran gewesen, aber im Endeffekt hatte sich der Geisterjäger als der Schlauere erwiesen.

Das ärgerte sie ungemein.

Es gab eigentlich nur wenige Dämonen, die noch auf ihrer Seite standen.

Dazu gehörten der Spuk, einer der Mächtigsten und Herrscher im Reich der Schatten, sowie Maddox, der Dämonenrichter, der die Versager aburteilte.

Sie allein hielten noch treu zu ihr. Und natürlich die Heerscharen niederer Dämonen, aber die konnte sie vergessen, sie zählten im Endeffekt nicht.

Man beobachtete sie weiter, und man zog Lehren aus ihren Niederlagen.

Asmodina mußte die Karten auf den Tisch legen. Und die sahen nicht besonders aus. Sie hatte nach Ausreden gesucht, doch die vier Mächtigen hatten auf diesem Treffen bestanden.

Selbst Asmodis konnte ihr nicht helfen. Sie mußte sich dem Verhör stellen.

Vier waren es!

Vier Namen, vier Begriffe, vier Buchstaben!

A Astaroth

E Eurynome

B Bael

A Amducias

Dämonennamen. Gefährliche Begriffe, denn diese Wesen gehörten zu den Gründern der riesigen Reiche und waren so alt wie die Welt selbst, wie sie immer behaupteten.

Sie legten die Anfangsbuchstaben ihrer Namen zusammen und bildeten daraus einen Begriff.

AEBA!

Dieser Name stand für Grausamkeit, Hinterlist, Brutalität, Chaos und Verderben. Doch sie selbst griffen selten in die Geschicke der Welt ein.

Dafür hatten sie ihre Diener.

Die vier Horror-Reiter!

Jeder von ihnen sah gleich aus. Und sie trugen die Namen ihrer Herren auf den Brustpanzern. Allerdings nur die Anfangsbuchstaben, doch wenn sie nebeneinander herritten und die Nüstern der Pferde Feuer und Schwefel spien, dann vereinigten sich die Buchstaben zu der Schreckensversion AEBA.

Auch sie hatten gegen John Sinclair gekämpft, doch die Widersacher, die vier Erzengel, waren stärker gewesen. Ihre Kraft

hatte sie weit hineingeschleudert in die Unendlichkeit, wo sie atomisiert werden sollten, um als Geister in den ewigen Kreislauf der Schwarzen Magie einzugehen.

Fast wäre es soweit gekommen, doch dann griffen die vier Erzdämonen ein. Sie wollten nicht, daß ihre Leibwächter starben. Sie sollten weiterkämpfen und Angst und Schrecken verbreiten, denn dafür waren sie erschaffen worden.

Bei ihren Dämonen fanden sie Schutz und auch die Zeit, um sich zu regenerieren, denn die Rache, die sie dem Mann geschworen hatten, der sie so gedemütigt hatte, war zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben worden.

John Sinclair sollte büßen!

Nur durften sie nichts überstürzen, und deshalb überließen sie es ihren dämonischen Gönnern, den Plan vorzubereiten.

Und Sie wollten sich mit Asmodina treffen, damit nichts schief lief. Sie mußten sich mit der Teufelstochter absprechen.

Asmodina erwartete sie.

Und sie kamen.

Praktisch aus dem Nichts tauchten sie auf. Schreckliche Gestalten, denen es nichts ausmachte, hin und wieder ihre Körperformen zu wechseln.

Da war Astaroth. Er kam zu diesem Treffen als eine männliche Medusa.

Sein Schädel wurde von knallroten Schlangen umringelt, und seine Augen blickten wie grüne Diamanten. Ansonsten befand sich nichts in dem Gesicht. Kein Mund, keine Nase, keine Ohren. Eurynome erschien als ziegenköpfige, geifernde Gestalt mit den schwellenden Formen eines Frauenkörpers. Bael wirkte kahl wie ein fatter Buddha. Er war breit und wuchtig. Seine Haut schillerte golden, die Pupillen bestanden ebenfalls aus Goldplättchen.

Amducias sah aus wie ein eleganter Beau. Wenigstens von hinten.

Wenn er sich allerdings umdrehte, dann schaute der Betrachter in ein Gesicht, das auch einem Krokodil hätte gehören können.

Sie waren da und schauten Asmodina an. Ein Mensch hätte vor Angst und Grauen bei diesem Anblick durchgedreht, nicht so die Teufelstochter. Sie lächelte nur spöttisch, womit sie wieder einmal ihre Überheblichkeit demonstrieren wollte.

»Willkommen, meine Freunde!«

Niemand glaubte ihr die Worte, aber man sagte nichts.

Die vier Erzdämonen nahmen hinter dem halbrunden Steintisch Platz und schauten auf Asmodina, die ein nachtschwarzes Gewand trug, durch das ihre helle Haut schimmerte.

»Weshalb wolltet ihr mich sprechen?« fragte sie.

»Weil es einmal Zeit wurde, mit dir zu reden«, erwiderte Astaroth, der Schlangenköpfige.

»So? Ich wüßte nicht, worüber wir sprechen sollten.«

»Aber wir...«

Asmodinas Stimme blieb gefühllos, als sie ihn mit den Worten unterbrach: »Dann rede nicht so lange herum.«

Die anderen drei Dämonen schauten Astaroth an, den sie zu ihrem Sprecher gewählt hatten. Die Stimme drang von irgendwoher, nur nicht aus dem Gesicht. Vielleicht sprachen auch die Schlangen. Die folgenden Worte trafen Asmodina wie schwere Peitschenhiebe.

»Du hast große Fehler gemacht, denn du warst nicht in der Lage, deinen Feind John Sinclair zu vernichten. Wir klagen dich noch nicht an, weil wir dir weiterhin eine Chance geben wollen, aber höre auf, deine Macht zu erweitern. Das wird nichts geben, weil du zu unbeherrscht und auch zu schwach bist. Du kannst gar nicht gewinnen, auch wenn Asmodis dein Vater ist. Mit ihm haben wir uns verständigt. Er greift nicht ein, aber auch er wünscht, daß du dich zurückhältst, denn denke daran, auch Asmodis ist nicht allmächtig, obwohl er sich gern als Herrscher der Hölle aufspielt. Da du

Sinclair nicht zu Boden gezwungen hast und wir mit ihm ebenfalls eine alte Rechnung zu begleichen haben, wirst du dich zurückhalten. Was demnächst geschieht, das geht auf unser Konto. Du, Asmodina, bleibst im Hintergrund, und wenn du versuchst, uns zu stören, werden wir dich vernichten.«

Die Teufelstochter lachte. »Große Worte, die ich da höre, aber das haben schon viele gesagt. Stürzt euch auf Sinclair. Ich bin gespannt, ob ihr es schaffen werdet. Glauben kann ich es nicht. Zudem habe ich das Gefühl, daß ihr euch gegen mich verbündet habt. Deine Rede, Astaroth, glich schon einer Kriegserklärung. Willst du einen offenen Kampf haben?«

»Nein, den wollen wir nicht. Dann wären wir nicht zu dir gekommen, sondern hätten dein Reich direkt zerstört. Du kannst gegen unsere geballte Macht nicht an. Zudem haben wir einen Plan gefaßt, wie wir den Geisterjäger packen können. Denn die vier Horror-Reiter warten auf ihre Rache.«

Asmodina schüttelte den Kopf. »Macht euch nicht lächerlich, die hat Sinclair doch schon einmal fast vernichtet.«

»Diesmal jedoch sind die Vorzeichen anders. Er wird den Kampf verlieren.«

»Und wie wollt ihr es anstellen?«

»Den Plan, Asmodina, werden wir dir nicht verraten.«

»Ich hätte euch gern geholfen.«

»Diesmal hältst du dich zurück. Wir sind an der Reihe, und wir werden dir zeigen, wie man mit seinen Gegnern umgeht. Wenn die vier Reiter John Sinclair vernichtet haben, reden wir mit deinem Vater, um andere Machtverhältnisse herbeizuführen. Das nur als kleine Warnung, denn deine Machtgelüste müssen gestoppt werden. So etwas sehen wir uns nicht länger mit an.«

Die Teufelstochter zuckte zusammen. Noch nie hatte ihr jemand solche Unverschämtheiten entgegengeschleudert. Sie konnte sich

nicht mehr beherrschen, ihre Augen nahmen eine knallrote Farbe an und wurden zu rotierenden Feuerrädern.

»Du wagst es!« schrie sie. »Du wagst es wirklich, du jämmerlicher Zwerg?«

Auf einmal zischten Blitze aus den Augen, trafen die Schlangen des Astaroth und vernichteten sie. Im nächsten Moment klaffte der Schädel des Dämons auf, ein grünlicher, tentakelartiger Arm wischte daraus hervor, umschlang Asmodinas Nacken, hob sie hoch und schleuderte sie wuchtig gegen die Wand.

Doch auch die Teufelstochter reagierte. Ihr Körper schrumpfte und wurde selbst zu einer Schlange, die innerhalb von Sekunden ins Unendliche wuchs.

Apep, die Höllenschlange entstand!

Zu spät, die vier Dämonen hatten sich bereits aufgelöst. Ihre Plätze waren leer.

Asmodina verwandelte sich wieder zurück.

»Wartet nur!« knirschte sie. »Meine Zeit kommt auch noch!«

Und aus den Tiefen des dämonischen Reiches erklang noch einmal Astaroths Stimme.

»Hüte dich, Asmodina! Hüte dich...«

Die Irrenanstalt lag dort, wo Touristen normalerweise nicht hinkommen.

Südlich von Madrid, mitten in der heißen Zone, nahe der kleinen Stadt Pinto, wo die Berge kahl waren und die Sonne auf das braungraue Gestein schimmerte. Sie war sehr alt und zweimal modernisiert worden.

Aber auch das hatte nicht viel geholfen. Die Anstalt glich noch immer einem schaurigen Gefängnis.

Die Grundmauern des Gebäudes bestanden aus uralten Steinquadern, die schon den Angriffen der Mauren standgehalten

hatten. Darauf ruhten die einzelnen Trakte der Anstalt. Sie waren ebenfalls aus Steinen gebaut und galten als absolut ausbruchsicher. Zudem schirmte noch eine hohe Mauer das Gebäude ab.

Es bestand aus drei Trakten.

Da war einmal der kleinste. Dort hockten die Ärzte und Verwaltungsangestellten. Im mittleren Trakt waren die leichteren Fälle untergebracht. Und ganz außen, im ältesten Teil des Gebäudes, hockten die Leute, die man praktisch abgeschrieben hatte. Aussichtslose Fälle, die Tobsüchtigen, die ein paarmal am Tag durchdrehten und in kahlen Zellen hockten, von denen manche sogar mit Gummiwänden ausgestattet waren. Von einer modernen Psychiatrie hatte man hier noch nichts gehört. Man hielt auch nicht viel davon, sondern vertraute auf altbewährte Methoden, auf die Wirkung brutaler Gewalt.

Besucher kamen in diesen Trakt nie. Wer hier einen Verwandten hatte, war froh, daß er sich um ihn nicht mehr zu kümmern brauchte.

So vergingen Tage, Monate und Jahre. Patienten starben, andere wurden eingeliefert. Ein ewiger Kreislauf, in dem jeder seinen festen Platz hatte.

Nichts passierte. Und die Wächter hatten sich längst an das wilde Toben der Patienten gewöhnt, wenn einer mal durchdrehte. Dann traten ihre knallharten Argumente in Kraft, und alles war wieder in Ordnung. Und doch sollte der Tag kommen, an dem sich alles änderte. Zuerst lief in der Klinik alles ziemlich friedlich ab. Die Sonne badete die wuchtigen Mauern in ihrem strahlendsten Licht, und auch mit den Patienten schien es keinerlei Schwierigkeiten zu geben, denn an diesem Tag blieben alle ruhig.

Darüber freuten sich die Ärzte ebenso wie das Pflegepersonal, und alles sah wirklich nach einem guten Tag in der Klinik aus.

Dann wurde es Abend.

Noch hatte die Dunkelheit den Tag nicht abgelöst. Beides stand auf

der Kippe. Weit im Westen waren bereits die grauen Schatten zu sehen, aber noch herrschte die Sonne, deren explodierende Lichtfülle noch einmal über den Himmel strahlte.

In dieser Zeit wurden die Kranken oft unruhig. Dann drängte es sie, die Klinik zu verlassen, sie wollten aus ihren Zellen nach draußen. Sie hingen an den Fenstern, preßten ihre Köpfe gegen die Gitterstäbe, schrien, tobten und winselten, je nach Temperament und Kondition. Im Trakt für die schlimmen Fälle hatten an diesem Abend zwei langgediente Männer Dienst, die ihre Arbeit kannten.

Pedro und Carlos.

Beide stammten aus Madrid, hatten mal bei der Polizei gearbeitet, waren aber dort entlassen worden und hatten einen Job in der Anstalt gefunden.

Mit Pedro und Carlos konnte man keine Scherzchen treiben. Sie hämmerten sofort zu. In ihrem Bereich waren sie die unumschränkten Könige. Pedro zählte 33 Jahre, sein Kollege war zwei Jahre älter. Sie ähnelten sich auch äußerlich. Beide waren bullig, krauses Haar wuchs auf ihren Köpfen, und beide schwärmten für rassige Blondinen.

Die meisten Frauen jedoch wollten mit diesen brutalen Muskelpaketen überhaupt keinen Kontakt, und das ärgerte die beiden. Die Zeit bis zur Essensausgabe vertrieben sie sich mit Lesen und Radiohören. Pedro schlief auch kurz mal ein, und das Magazin mit den nackten Blondinen rutschte ihm aus den Fingern.

Carlos schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. Das Geräusch jagte Pedro hoch.

»Was ist?«

»Schlaf nicht ein, Amigo. Wir müssen gleich ran. Essensausgabe!«

»Ach, Mist.« Pedro kratzte sich mit allen Fingern auf dem Kopf herum.

»Ich habe überhaupt keine Lust.«

»Dienst ist Dienst.«

»Die kommen auch mal ohne aus.« Pedro war hundemüde.

»Dann bringe ich das Essen allein«, meinte Carlos.

»Nee, das geht auch nicht.«

»Na also, komm!«

Pedro stand auf, schaute nach, ob sein Gummiknüppel auch umgeschnallt war, und nickte seinem Kollegen zu. Gemeinsam verließen sie ihre Bude, wo sie des Nachts auch schliefen.

Vor ihnen lag ein langer Gang. Er war sogar ziemlich breit und irgendwie deprimierend öde. Die Lampen an der Decke wurden durch kleine Gitter geschützt, rechts befand sich nur Wand, links führten mehrere Türen zu den Zellen.

Die Wand war gekalkt worden und dann mit einer Ölfarbe grüngrau gestrichen. Ebenso wie die Zellentüren. Alles wirkte deprimierend, verloren.

Eine Gittertür trennte diesen Trakt von den anderen ab. Die Stäbe waren so dick, daß eine Kinderhand sie nicht umfassen konnte. Pedro und Carlos besaßen die Schlüssel zur Tür.

Jenseits davon hörten sie das Klappern der Töpfe und Kübel. Ein Kalfaktor brachte das Essen. Der Mann sollte eigentlich schon vor drei Jahren als geheilt entlassen werden, doch er hatte sich so an die Klinik gewöhnt, daß er dageblieben war und die Aufgabe eines Mädchens für alles übernahm. Er winkte, als er die beiden sah.

Pedro schloß auf.

Der Kalfaktor kam mit dem Wagen angefahren und grinste. Er trug einen blauen Kittel und auf dem Kopf eine Mütze.

»Sind auch keine Wanzen im Fraß?« fragte Carlos.

»Nein.« Der Kalfaktor sprach mit einer hohen Fistelstimme, und dann kicherte er.

»Wenn ich eine finde«, drohte Carlos, »dann gebe ich sie dir zu fressen.«

Der Kalfaktor leckte sich die Lippen. »Die schmecken so gut.«

»Hau ab, Mensch.«

Der Mann verschwand.

Carlos drehte den Wagen um und schob ihn bis an die erste Zellentür.

Von außen öffnete er eine Klappe.

In der Zelle hockte ein alter Mann. Er hatte einen Buckel und war früher Maler gewesen. Die Innenwände der Zelle waren mit allerlei Farben vollgeschmiert, und wenn der Kranke einen Anfall bekam, dann kippte er die Farben einfach auf dem Boden aus.

»Los, Picasso, es gibt Essen!« rief Pedro. Sie nannten ihn immer Picasso, obwohl er anders hieß.

Der Kranke kam. »Bleibt so stehen!« rief er und machte den Hals lang, damit er durch die Luke schauen konnte. »Diese Gesichter hinter dem Rechteck, einfach großartig. Ich werde euch malen und das Bild verkaufen. Es macht mich berühmt, wirklich...«

Carlos füllte den Pappteller mit dem Essen. Es war ein Gemisch aus Reis und Gemüse.

»Hier, schlag dir die Pampe in den Bauch und halte dein Maul«, sagte er, als er den Teller durch die Klappe schob. Einen Kunststofflöffel bekam Picasso auch noch.

»Was brauche ich zu essen, wenn ich die Farben der Natur um mich herum habe!« rief er und nahm den Teller trotzdem.

Die Männer gingen weiter.

In der zweiten Zelle hockte jemand, der das Essen verweigerte. Aus starren Augen stierte er zu Boden und rührte sich nicht.

Eine Zelle weiter hockte jemand, der noch die Zwangsjacke anhatte. Er wollte auch nichts.

Acht Zellen befanden sich hier. Sieben hatten die beiden Männer hinter sich, als sie vor der letzten schließlich stehenblieben. Lange genug arbeiteten sie bereits in der Klinik. Sie waren abgebrüht und

abgestumpft, doch der Mann, der in der letzten Zelle hockte, war ihnen nicht geheuer. Er konnte den beiden regelrecht Angst einjagen, denn das war kein normaler Irrer, obwohl er hier einsaß. Und das seit drei Jahren.

Der Mann hieß Don Alvarez. Bevor man ihn hier einlieferte, war er der Abt eines Klosters hoch oben in den Pyrenäen gewesen. Den genauen Grund der Einweisung kannten wohl nur die Ärzte, aber es hatten sich gewisse Flüsterparolen herumgesprochen, die besagten, daß sich der Abt mit dem Teufel verbündet hätte und dadurch wahnsinnig geworden wäre, weil er den inneren Konflikt nicht mehr aushielt.

So die Parolen.

Er war in der Tat anders als die übrigen Kranken. Er redete kaum, vielleicht zehn Worte in einer Woche. Aber wenn er etwas sagte, dann sprach er nur vom Teufel, von der Hölle und von seiner blutigen Rache an dem Mann, der ihn in die Festung gebracht hatte. Zudem war er davon überzeugt, daß man ihn befreien würde.

Die Pfleger erinnerten sich noch deutlich an die Worte bei der letzten Essensausgabe.

»Ich spüre es. Ich spüre es genau. Der Tag der Befreiung ist nahe, und niemand kann mich aufhalten. Denn sie werden kommen, und vom Himmel werden Feuer und Flammen regnen und euch vernichten.« Er hatte eine düstere Apokalypse gemalt, und den Pflegern war es sehr mulmig geworden.

Auch jetzt war ihnen nicht wohl, als Pedro die Klappe öffnete. Don Alvarez hockte auf seiner festgeschraubten Bank. Er schaute kurz hoch, als er das offene Rechteck in der Tür sah, und stand langsam auf.

Aus irgendeinem unerfindlichen Grund trug er andere Kleidung als die übrigen Insassen des Trakts. Keinen grauen Anstaltskittel, sondern seinen Umhang oder sein Gewand, das er auch bei seiner

Einlieferung angehabt hatte. Es war eine Kutte, die noch eine Kapuze hatte. In der Taille wurde die Kutte durch eine weiße Kordel gehalten, und sie reichte bis auf die Füße des Mannes.

Der ehemalige Abt war überdurchschnittlich groß. Seine Pupillen wirkten wie schwarze Steine, der Blick war zwingend. Der dunkle Vollbart wucherte ihm fast bis auf die Brust, und wenn er die Kapuze überstreifte, dann erinnerte er an Rasputin, den dämonischen Russen aus dem letzten Jahrhundert.

»Das Essen«, sagte Pedro und schaufelte den Pappteller voll. Alvarez trat vor. Seine Schritte waren noch geschmeidig, nicht so abgehackt wie bei den anderen. Die drei Jahre schienen an dem Mann wirklich spurlos vorübergegangen zu sein.

Er schaute durch das Rechteck. Sein Blick traf mit denen der Männer zusammen.

»Es wird das letzte Mal sein, daß ihr mir das Essen bringt«, sagte er mit dumpfer Stimme, »denn die Stunde meiner Befreiung ist nahe. Sobald sich die Schatten der Nacht über dieses Land gelegt haben, öffnet die Hölle ihre Pforten und schickt ihre Diener, die mich aus diesem unwürdigen Gefängnis befreien. Die Horror-Reiter werden erscheinen, denn die Stunde der Rache ist gekommen.«

Selten hatte Don Alvarez so viele Worte auf einmal gesprochen. Den beiden Männern kam dies direkt komisch vor.

Pedro versuchte es mit einem Witz. »Wer soll dich hier rausholen, du komischer Heiliger?«

»Die Horror-Reiter!« flüsterte Don Alvarez.

»Aha.«

»Ihr glaubt mir nicht, wie?«

»Nein.«

»Oh, ihr Ignoranten. Wartet noch ein paar Stunden ab, und ihr werdet eines Besseren belehrt. Dann bekomme ich wieder die Macht, die mir zusteht, und ich weiß nicht, ob ich für euer Leben

garantieren kann. Stellt euch auf meine Seite. Jetzt und hier, dann werde ich für euch ein gutes Wort einlegen.« Er schaute sie aus seinen dunklen Augen an, und die Männer hatten das Gefühl, als würde der Blick des Mannes sie bis in die Seele treffen.

»Nimm dein Essen!« fauchte Pedro und haute die Klappe zu.

»Ihr Narren!« keifte Don Alvarez. »Ihr verdammten Narren!« Er lachte.

Gellend und grell tönte es hinter der stabilen Zellentür auf. »Ihr werdet das Feuer erleben, und ihr werdet zittern und beben, wenn meine Rache mit der Gewalt eines Sturmwindes über euch kommt.« Die beiden Pfleger schoben den fahrbaren Tisch wieder den Gang entlang.

»Da kann man ja wirklich Angst kriegen«, meinte Carlos. »Soviel hat er noch nie gesagt.«

Pedro nickte.

»Glaubst du ihm?«

»Ich?« Pedro schüttelte den Kopf. »Feuer vom Himmel regnen! Der redet, als würde die Welt gleich untergehen.«

»Komisch ist es schon.«

»Klar, aber du darfst nicht vergessen, daß er mal Abt und somit bibelfest war.«

Pedro nickte. »Das wird's wohl sein.«

Sie ließen den Wagen an der Gittertür stehen und begaben sich wieder in ihre Bude.

Dort rauchten sie erst einmal eine Zigarette. In einer halben Stunde würde der Kalfaktor erscheinen und die Pappteller aus den Zellen holen.

Pedro stand am Fester. Es hatte keine Gitter. Von hier aus konnte er in das Tal schauen, wo ein paar Schafe weideten und kärgliche Grasbüschel aus dem Boden zupften. Dort war es schon dunkler geworden, obwohl der Himmel noch im tiefen Rot der untergehenden

Sonne glänzte.

Eine Gänsehaut lief über den Rücken des Mannes, und er schüttelte sich.

Das sah Carlos. »Was ist?« fragte er.

»Ach verdammt, mir gehen die Worte dieses komischen Mönchs nicht aus dem Kopf heraus.«

Carlos lachte auf. »Erzähl doch nichts. Der Alte ist ein Spinner. Oder glaubst du ihm?«

»Mit welcher Bestimmtheit er das sagte! Ich weiß nicht, irgendwie bedrückt mich das.«

»Hör auf zu spinnen, der erzählt immer diesen Kram. Denk an morgen, da haben wir frei und steigen voll ein ins Wochenende. Mann, ich weiß da von einer Puppe, die in Madrid wohnt und überhaupt nicht teuer ist. Die könnte ja ihre Freundin...«

»Keine Lust.«

Carlos schwieg, nahm das Magazin auf und zündete sich eine Zigarette an, während er blätterte.

Nach einer Weile streckte der Kalfaktor seinen dünnen Kopf durch die Tür. »Ich hole jetzt die Teller.«

»Ja, beeil dich«, knurrte Pedro.

Der Mann verschwand. Zehn Minuten später zog er auch mit dem fahrbaren Tisch davon.

Carlos stellte das Radio an. Der Sender brachte spanische Folklore. Der Pfleger ließ den Apparat laufen und legte sich rücklings aufs Bett, wobei er die Augen halb schloß und schon von den Blondinen träumte, die er am nächsten Tag besuchen wollte.

Das Vorhaben sollte ein Traum bleiben, denn keiner der beiden Männer ahnte, daß sich das Grauen bereits näherte...

Don Alvarez hatte seine knöchigen Hände über die Gitterstäbe am Fenster gekrallt und schaute nach draußen, wo die Sonne immer tiefer sank und ihren letzten blutigen Schein über den wolkenlosen

Himmel fächerte.

Die Augen des ehemaligen Abts funkelten. Wahnsinn und Haß vereinigten sich in diesem Blick zu einer gefährlichen Mischung. Er wußte, daß die Zeit reif war.

Heute Nacht noch...

Nichts, aber auch gar nichts hatte er vergessen. Nicht die Jahre im Kloster, wo er dem Satan gedient hatte, denn es war ihm gelungen, eine Teufelsbibel zu finden. Die Schrift faszinierte ihn. Er studierte sie und stellte fest daß das Kloster Monte Terrano auf ungeweihtem Boden stand. Tief im Berg lagen geheimnisvolle Gewölbe, in denen das Böse lauerte. Als er sie durchforschte, da spürte er das Grauen, das dort wohnte. In dieser Höhle befand sich ein von Nebeln umwalltes geheimnisvolles Tor, das ihm, dem Teufelsdiener, den Blick in eine andere Welt freigab.

Und aus diesem Tor kamen sie.

Vier Reiter, die er schon in den alten Schriften erwähnt fand.
AEBA!

Die Diener der vier Erzdämonen konnten durch dieses Tor in die Welt der Menschen gelangen, und er, Don Alvarez, hatte es ihnen geöffnet.

Sie mußten ihm dankbar sein, doch auch sie konnten nicht verhindern, daß zwei aus England kommende Männer das Kloster stürmten und ihn, Alvarez, festnahmen und dafür Sorge trugen, daß er in diese Anstalt gesteckt wurde.

Drei Jahre lag das zurück. Drei schlimme Jahre, in denen der ehemalige Abt immer nur gewartet hatte.

Sie würden sich melden, davon war er restlos überzeugt. Die Reiter konnten ihn nicht im Stich lassen.

AEBA sollte und würde sich rächen. Vor allen Dingen an den beiden Männern, die auch Alvarez' Feinde waren.

John Sinclair und dieser Chinese namens Suko. Nichts hatte Don

Alvarez vergessen, vor allen Dingen diese beiden Männer nicht. Er haßte sie wie die Pest, denn die Männer waren nicht nur seine Feinde, sondern auch die Feinde der Hölle.

Die mußte man vernichten!

Lange genug hatte Don Alvarez gewartet, doch nun war es soweit.

Dreimal hatte er von der Ankunft der Horror-Reiter geträumt. Sie hatten während des Schlafs zu ihm gesprochen und ihm mitgeteilt, daß es bald soweit sein würde.

Nur noch wenige Stunden...

Don Alvarez fieberte der Nacht entgegen. AEBA würde erscheinen und die verdammten Mauern einreißen. Wie ein Sturmwind würden die vier Reiter über das Land brausen. Nichts konnte sie aufhalten.

AEBA war unbesiegbar!

Don Alvarez kicherte, als er daran dachte. Ja, die Zeit war reif, und alle, die sich dann noch gegen ihn stellten, waren des Todes. Längst hatte er seine Sinne geschärft. Er versuchte, seinen Geist auf die lange Reise zu schicken, er tastete, horchte, lauschte und lauerte, ob nicht bereits die ersten Anzeichen dieser grauenvollen Invasion zu spüren waren.

Noch spürte er nichts. Erst wenn die Dunkelheit ihr riesiges Tuch über das Land gebettet hatte, würde es geschehen.

Die Klinik sollte brennen!

Don Alvarez trat wieder vom Fenster zurück und hockte sich auf die Bank.

Der Kalfaktor kam und holte den Teller ab. Er war noch voll. Don Alvarez hatte keinen Bissen gegessen.

»Keinen Hunger, wie?« fragte der Kalfaktor.

Der ehemalige Abt schaute ihn mit seinen düsteren Augen an. »Flieh«, flüsterte er heiser. »Flieh vor den Mächten des Grauens. Die Zeit der Hölle ist da, und der Schrecken wird dich überschwemmen wie eine alles verzehrende Woge.«

Der Kalfaktor hörte die Worte, er verstand aber nicht so recht. Trotzdem bekam er Angst und schlug heftig die Klappe zu.

Das gellende Lachen des ›Irren‹ begleitete ihn noch bis zur übernächsten Zelle...

Die Dunkelheit kam.

Und mit ihr begann es.

Die Patienten wurden unruhig. Die beiden Pfleger, die leicht eingenickt waren, hörten die Geräusche zuerst.

Dumpfe Schläge dröhnten gegen die kahlen Wände der Zellen. Das war nicht nur einer, der durchdrehte, sondern alle. Als hätten sie sich abgesprochen, so hörte es sich an. Das dumpfe Schlagen gegen die Wände steigerte sich zu einem makabren Rhythmus, der immer härter, wilder und hektischer wurde.

Zuerst schreckte Carlos hoch. Er setzte sich aufrecht hin und lauschte.

Auch Pedro war wach geworden. »Verdammt«, murmelte er, »da stimmt doch was nicht.« Sein Blick fand das Gesicht des Kollegen. »Ob das der Anfang ist?«

»Von was?«

»Du weißt doch, was dieser Mönch gesagt hat. Der will ausbrechen, und die holen ihn jetzt raus.«

»Ach Quatsch. Dummes Gerede eines Wahnsinnigen.« Er stand von seinem Bett auf. »Wir werden mal nachsehen.«

Pedro sagte nichts. Ihm rann eine Gänsehaut über den Rücken. Die Worte des ehemaligen Mönches hatten ihn mehr als nur beunruhigt.

Pedro glaubte daran, daß es viele Dinge gab, die mit dem Verstand allein nicht zu erklären waren. Nein, da spielten andere Kräfte mit.

Carlos stand schon an der Tür. »Ich werde denen helfen, mir meine Nachtruhe zu stören. Denen werden wir Beine machen.« Er zog die Tür auf und betrat den Gang.

Pedro folgte ihm langsamer. Als er seinen Kollegen erreichte, stand dieser bereits vor der ersten Tür und schob die Klappe in Augenhöhe zur Seite.

Sofort wurde das Trommeln lauter.

Picasso stand an der Wand und hämmerte gegen die Steine. Er ließ sich nicht stören, auch nicht, als Carlos ihn anschrie. Schließlich war es der Wächter leid und riß die Tür auf.

Pedro blieb draußen, während sich Carlos dem Patienten näherte. »Hör auf!« fuhr er ihn an.

Picasso hörte nicht.

»Aufhören, habe ich gesagt.« Drohend zeigte Carlos den Knüppel aus Hartgummi.

Da drehte sich Picasso um. Und plötzlich griff er an. Er schrie dabei, war aggressiv und wollte dem Pfleger an die Kehle fahren. Carlos war im ersten Augenblick völlig überrascht. Das hatte er noch nie erlebt. Sonst tobten die Leute immer oder ließen ihre Wut an toten Gegenständen aus, aber einen Angriff hatten sie noch nie gewagt. Das war das erste Mal.

Carlos wehrte sich.

Da streckte Picasso beide Arme vor und schrie: »Der Teufel kommt! Ich habe ihn gesehen. Er ist unterwegs. Und er bringt die Glut der Hölle über euch. Rettet euch, flieht, lauft weg, sonst wird er euch verschlingen!« Nach diesen Worten schluchzte der Mann auf, verdrehte die Augen und blieb liegen.

»Idiot!« knurrte Carlos und ging langsam zum Fenster. Das dumpfe Schlagen war verstummt, die anderen hatten sich wieder beruhigt. Es war nur ein kurzes Aufflackern ihrer Aggressionen gewesen.

»Wer sagt es denn?« murmelte Carlos, blieb vor dem vergitterten Fenster stehen und schaute nach draußen.

Eigentlich hätte es finster sein müssen, doch der Himmel glühte noch immer dunkelrot, als würde sich die Sonne heute nicht trauen,

hinter den Bergen zu versinken.

Carlos schluckte. Das war schon seltsam. Es gelang ihm auch nicht, seinen Blick von dieser unheimlichen, ihn faszinierenden Wand abzuwenden. Er mußte einfach hinsehen.

Bewegte sie sich nicht? Waren dort nicht Gestalten zu erkennen, die hin-und herschwankten?

Carlos atmete tief ein, beschattete seine Augen und schaute genauer hin.

Ja, das waren Gestalten!

Ein Schrei ließ ihn herumfahren und das Phänomen erst einmal vergessen.

Pedro hatte ihn ausgestoßen.

Mit zwei Riesenschritten stand Carlos auf dem Gang. Seine Augen wurden groß, als er das gleiche sah wie sein Kollege.

Don Alvarez hatte seine Zelle verlassen. Und das, obwohl die Tür verschlossen war.

»Verdammt!« hauchte Carlos. »Das gibt es doch nicht!«

Sein Kollege nickte.

»Hast du die Tür geöffnet?« fragte Carlos, obwohl er wußte, daß Pedro so etwas nie machen würde.

»Nein.«

»Aber wie dann?«

»Ich weiß es doch auch nicht!« heulte Pedro auf.

Carlos nickte entschlossen. »Gut«, sagte er mit rauer Stimme. »Wenn er es nicht anders haben will, werden wir ihm schon Manieren beibringen, darauf kannst du dich verlassen.« Er klatschte in die Hände, bevor er seinen Gummiknüppel zog. »Der Kamerad wird sich wundern, darauf nehme ich jede Wette.«

Forsch schritt er auf Alvarez zu, während Pedro stehenblieb und vor Angst zitterte.

Das war ihm alles unheimlich. Sicher hatte dies etwas mit den

Worten des Abts zu tun, die er ihnen während der Essensausgabe ins Gesicht geschleudert hatte.

Auch Carlos verlangsamte seine Schritte, je mehr er sich diesem Mann näherte.

War das überhaupt noch derselbe wie vorhin? Sein Gesicht hatte sich irgendwie verändert. Es war bleicher geworden. Zudem spannte sich die Haut härter über den Knochen, der lange Bart zitterte, und die Augen schienen dunkel wie Kraterseen zu sein.

»Komm!« lockte der ehemalige Abt. »Warum gehst du nicht weiter?«

»Zurück, Carlos!« gellte hinter dem Rücken des Pflegers die Stimme seines Kollegen auf. »Bleib lieber hier. Das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

»Wie recht er doch hat«, kicherte der Mönch.

Carlos aber wollte es wissen. Stur schüttelte er den Kopf. »Nein«, erwiderte er fest. »Ich bringe dich wieder in deine Zelle, und davon halten mich auch keine Typen wie du ab.«

Im selben Augenblick begannen die Irren wieder mit ihrem »Konzert«. Diesmal schlugen sie nicht nur gegen die Wände, sondern schrien und geiferten auch. Ihre Stimmen überschlugen sich im schrillen Falsett. Das Kreischen der in der Hölle Gefolterten konnte nicht schlimmer sein als das in dieser Anstalt.

Pedro drehte durch. Er verlor buchstäblich die Nerven, machte auf dem Absatz kehrt und rannte weg. Er wollte Hilfe holen. Allein wurden sie mit den Kranken nicht mehr fertig.

In ihrem Zimmer befand sich ein Telefon. Pedro stürzte in den Raum und wollte den Hörer von der Gabel reißen.

Pedros Augen wurden groß. Was er dort zu sehen bekam, war ungeheuerlich.

Das gesamte Rechteck wurde von einem dunkelroten glühenden Schein ausgefüllt, der wie ein Vorhang dort lag. Obwohl der Mann

Angst hatte, ging er zum Fenster und schaute hinaus.

Der Schein mußte das gesamte Gebäude umhüllt haben, denn wo Pedro hinsah, war nur Rot.

Das Rot der Hölle!

Inmitten der roten Luft und noch über den Bergen schwebend, bewegten sich vier Gestalten.

Reiter!

AEBA kam...

Sie ritten wie einst die Göttergestalten durch die Luft. Sturmumbraust und vom blutigen Nebel umwallt hielten sie ohne zu zögern auf ihr Ziel zu.

Die Festung!

Da schrillten die Alarmglocken. Auch in den anderen Trakten mußte man gemerkt haben, daß etwas nicht stimmte.

Pedros Angst steigerte sich. Der Pfleger rannte aus dem Zimmer, stand im Gang und sah seinen Kollegen, wie er den Gummiknüppel gehoben hatte, um auf den ehemaligen Abt einzuschlagen.

»Nicht!« brüllte Pedro. »Flieh, Carlos! Die Reiter kommen! Sie sind gleich da! Schnell!«

Carlos drehte sich um. Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Die Kranken tobten und trommelten weiter.

»Was sagst du?«

»Wir müssen fliehen. Die Reiter...«

Ein gellendes Gelächter riß Pedro die nächsten Wort buchstäblich von den Lippen. Don Alvarez hatte es ausgestoßen.

»Meine Freunde!« brüllte er. »Sie lassen mich nicht im Stich. So, wie ich es gesagt habe!« Wieder lachte er.

»Ach, halt dein Maul!« brüllte Carlos und schlug zu.

Alvarez wich aus. Er tat dies mit einer geschmeidigen Bewegung, und der Hieb verfehlte ihn. Dafür schrammte der Gummiknüppel an der Wand entlang. Fast hätte Carlos noch das Gleichgewicht

verloren.

»Komm doch!« Die Stimme des zweiten Pflegers überschlug sich. Und dann kamen die Reiter!

Sie warfen sämtliche Naturgesetze über den Haufen. Für sie existierten weder Mauern noch Sperren, sie ritten sie kurzerhand um.

Der Pfleger Carlos war unfähig, sich zu bewegen. Er stand da, starrte und staunte, wobei er das Geschehen wie in einem Zeitlupenfilm sah, der vor seinen Augen ablief.

Ein Teil der Wand brach ein, als hätte ihn eine Bombe zerrissen. Die Horror-Reiter waren nicht in ihrer Formation geblieben, sie ritten hintereinander.

AEBA war nicht mehr zu stoppen. Die Rösser brachen durch die Mauern, gewaltige, pechschwarze Pferde. Auf ihnen hockten die Reiter, mit Lanzen bewaffnete, grinsende Skelette, schwarz wie die Nacht.

Dunkle Umhänge flatterten im Reitwind. Die Pferde sprengten über die Trümmer, Flammen und Rauch quollen aus den Nüstern, und eine wahre Hölle fauchte dem schreckensstarren Carlos entgegen.

Don Alvarez, der ehemalige Mönch, war in seinem Element. Er riß die Arme hoch und schrie, wobei sich seine Stimme überschlug und kaum noch zu verstehen war.

»Meine Retter! Ich habe es gewußt, daß ihr kommt! Nein, ihr laßt eure Diener nicht im Stich!«

Er tanzte wie verrückt und stieß immer wieder seine Arme in die Luft.

Auch die Zellen waren nicht mehr heil. Längst hatten sich Risse im Mauerwerk gebildet. Decken zersprangen, das uralte Gestein hielt diesem Druck nicht mehr stand.

Die Horror-Reiter waren stärker.

Nur Sekunden konnte Carlos den Eindruck in sich aufsaugen. Doch diese Zeit kam ihm wie eine halbe Ewigkeit vor.

Dann war es vorbei.

Der erste Reiter riß dicht vor ihm sein Pferd hoch. Die Hufe tanzten plötzlich vor dem Gesicht des Pflegers und schlugen zu.

Es waren harte Schläge, die seinen Kopf trafen, ihn nach hinten schleuderten, wo er zu Boden krachte. Noch einmal spürte er den Schmerz, der ihm sein Bewußtsein raubte und ihn in den tiefen, unergründlichen Schacht des Todes zerrte.

Carlos lebte nicht mehr.

Sein Kollege aber war geflohen. Pedro wollte weg vom Ort des Grauens.

Er hetzte durch den Trakt und hörte weiterhin das Schrillen der Alarmglocken. Sie begleiteten seine Flucht wie Musik aus der Hölle.

Er stolperte, raffte sich wieder auf, und die Angst trieb ihn weiter. Sein Ziel war der Ausgang.

Er schaffte es nicht mehr. Kurz bevor er mit der Hand nach der großen Tür fassen konnte, befand sich der erste Reiter in seinem Rücken. Er trug eine Lanze. Wie auch die drei anderen.

Und die hob er an.

Dann erfolgte der Wurf. Ungeheuer hart, zielgenau.

Die Lanze traf den Rücken des Flüchtenden. Der Schlag drosch Pedro nach vorn, wo er gegen die Tür fiel und daran herabrutschte. Blutige Nebel umwallten sein Sichtfeld. Er merkte längst nicht mehr, daß eine knochige Hand nach dem Lanzenschaft griff und die Waffe aus seinem Körper zog. Pedro war tot.

Der Horror-Reiter zog seinen Gaul herum. Er lachte auf. Eingehüllt in nach Schwefel stinkendem Rauch ritt er wieder an und schwenkte seine Lanze.

Das Zeichen. Die Aufgabe dieser schrecklichen Wesen aus einer anderen Welt war erfüllt.

Die vier Reiter hatten den Erzdämonen den Gefallen getan und einen ihrer Diener befreit.

Don Alvarez konnte wieder in den großen Kampf eingreifen. Der vierte Reiter hatte sich seiner angenommen und ihn auf das feuerspeiende Roß gezogen.

Wild hämmerte die Gestalt ihre glühenden Sporen in die Flanken des Tieres.

Dann ritten die vier davon.

Alvarez aber nahmen sie mit.

Der ehemalige Mönch war außer sich. Als die vier Reiter nach draußen und hoch in die Lüfte ritten, da schrie er nur einen Namen. »Sinclair! Sinclair, ich komme! Und dann wird abgerechnet!«

In der breiten Glastür des Eingangs spiegelte sich das helle Sonnenlicht, als ich die rechte Hälfte aufdrückte und mich darüber wunderte, wie leicht das ging.

Die Stufen lagen hinter mir, ich betrat eine große Halle, wo zahlreiche Bankangestellte hinter Schaltern, Schreibtischen und Kassen arbeiteten.

Die Menschen waren durch Panzerglas geschützt, und für die Kunden gab es Sprechschlitze.

Der normale Bankablauf interessierte mich an diesem Tag herzlich wenig, ich wollte den Direktor sprechen, einen gewissen Gordon Essex.

Einen Augenblick blieb ich stehen, um mich zu orientieren. Ich konnte wählen. Rechts befand sich eine geschwungene Treppe. Sie führte in die Etage des Managements, wo ich sicherlich auch meinen Gesprächspartner finden würde. Unterhalb der Treppe befanden sich die Fahrstühle. Darauf verzichtete ich, denn Treppensteigen hat bekanntlich noch keinem geschadet.

Während ich die Stufen hinaufschritt, dachte ich noch einmal darüber nach, welcher Grund mich überhaupt hier in die protzige Bank geführt hatte.

Eigentlich ging es um Atlantis!

Ja, Freunde, Sie haben richtig gelesen. Atlantis. Dieser versunkene Kontinent und dessen Ende ich miterlebt hatte, war der große Dreh- und Angelpunkt. Aber es gab noch einen zweiten Grund, dem Direktor einen Besuch abzustatten. Der hieß Kara. Das schwarzhaarige Mädchen war die Schöne aus dem Totenreich und Myxins Gefährtin. Sie hatte in Atlantis gelebt. Ihr Vater war ein Prophet, ein Weiser, ein Magier gewesen, der zusammen mit seinen Freunden alles versucht hatte, um den Untergang zu stoppen. Er hatte es nicht geschafft. Er war gestorben, und ich hatte ihn vor seinem Tod noch kennengelernt. Ich war sehr angetan gewesen von der Größe und der Weisheit dieses Mannes.

Seine Tochter hatte viel von ihrem Vater geerbt. Nicht nur die geistigen Fähigkeiten, sondern das schmale Schwert mit der goldenen Klinge und den Trank des Vergessens. Wenn sie ihn zu sich nahm, dann war ihr Geist in der Lage, sich völlig von ihrem Körper abzusondern, so daß er Ausflüge in ferne, unbekannte Reiche unternehmen konnte. Kara wußte um diesen Trank, wußte um seine Wirkung, doch sie hatte den Trank verloren und wollte ihn unbedingt wieder zurückbekommen. Niemand wußte, wo er sich befand.

Kara ging zahlreichen Spuren nach, sie suchte mit Myxin auf der Erde ehemalige Atlanter, und sie hatten auch Teilerfolge erzielt.

Myxin hatte mich in ein altes Haus geführt, wo drei Männer versammelt waren, die ebenfalls aus Atlantis stammten und zu den Weisen gehören sollten. Wir trafen die Männer, doch sie wurden vor meinen Augen zu Skeletten. Ein vierter hatte sich aus dem Staub gemacht, doch er lockte uns in eine Falle, so daß Myxin und ich in die Vergangenheit geschleudert wurden. Wir gelangten auf den Kontinent Atlantis, der sichtlich vor seinem Untergang stand. Ich begegnete dem Schwarzen Tod und erlebte noch einmal eine Zeit, wo Myxin, der kleine Magier, mein Feind war.

Nun, dieses Abenteuer überstand ich glücklich. Nicht zuletzt, weil mir der Seher, ein mir unbekanntes, fremdartiges Wesen, half. Aber das Problem war geblieben.

Wir mußten den Trank des Vergessens finden, denn wenn Kara ihn zu sich nahm und ihr Geist dann die Dämonenreiche durchschwebte, würde sie uns wertvolle Erkenntnisse mit auf die Erde bringen, die für uns eine bessere Ausgangsposition im Kampf gegen unsere Feinde schufen.

Kara und Myxin hatten in den letzten Wochen ununterbrochen geforscht und gesucht. Sie wollten den vierten Mann finden, den Verräter, der angeblich mehr über den Trank wußte. Nicht umsonst hatte er die drei anderen Weisen getötet.

Schließlich war es Kara und Myxin gelungen, ihn aufzuspüren. Der Mann hatte sich fantastisch etabliert und nahtlos in das Leben auf dieser Welt eingefügt. Er hatte es sogar zu etwas gebracht und war Direktor einer großen Bank geworden, die der Bank von England angehörte. Gordon Essex hieß der Mann!

Weder Kara noch Myxin trauten sich, ihm einen offiziellen Besuch abzustatten. Beide wirkten für menschliche Verhältnisse zu fremd. Kara, die etwas sensible Frau, und Myxin, der kleine Magier mit der grünlich schillernden Haut der sich im Alltagsrhythmus noch immer nicht zurecht fand, weil er eben kein Mensch war, sondern ein Schwarzblüter mit anderem Aussehen.

Diese Probleme hatte Gordon Essex nicht. Er stand auf der Erfolgsleiter ziemlich oben, und wenn sich der Verdacht gegen ihn verhärtete, würde es mir ein Vergnügen bereiten, ihn von seinem hohen Thron zu stürzen.

Ich erreichte die erste Etage, wo die Wände mit kostbaren Marmorplatten bedeckt waren. Sie schimmerten beigebraun und waren spiegelblank poliert.

Unter mehreren Türen konnte ich auswählen. Gedämpft nur drang

das Klappern elektrischer Schreibmaschinen an meine Ohren.

Ich schaute mich kurz um. Dabei ging ich einige Schritte zur Seite und las die Messingbuchstaben auf dem dunklen Holz.

Sekretariat - Mr. Gordon Essex.

Hier war ich richtig. Ich klopfte, hörte ein »Come in« und öffnete. Zwei Frauen hockten an Schreibtischen, die durch eine Blumenbank voneinander getrennt waren. Das Büro war hell und freundlich. Die Sonnenstrahlen fielen durch die großen Scheiben des Fensters und malten breite Streifen auf den olivgrünen Teppichboden.

Die ältere Frau erhob sich und schob dabei ihre Brille von der Nase. Das Sehgestell baumelte an einer Kette.

Fragend schaute mich die Dame an.

Ich produzierte ein Sonntagslächeln, stellte mich vor und bat, den Direktor sprechen zu dürfen.

»Oh, ich weiß nicht, ob Mr. Essex Sie jetzt empfangen kann«, erwiderte sie bedauernd.

»Wir können vom Yard auch eine offizielle Einladung schicken«, sagte ich weiterhin lächelnd, doch mit einem schärferen Unterton in der Stimme.

»Natürlich.« Die Frau wurde rot, sie knabberte dann an ihrer Unterlippe und griff zum Hörer des Haustelefons, obwohl eine direkte Sprechanlage neben ihr stand. Aber dabei hätte ich wohl zuviel mithören können.

Sie bekam ihren Boß an die Strippe, entschuldigte sich wortreich für die Störung und berichtete dann, wer wartete.

Sie hörte einen Moment zu, machte zwei Verbeugungen, sagte dreimal »Sehr wohl, Sir«, und ich sah, wie sich ihre Kollegin das Lachen kaum verbeißen konnte.

Dann legte sie auf und schaute mich aus glänzenden Plüschaugen an.

»In zwei Minuten wird Mr. Essex Sie empfangen.«

»Na fein«, sagte ich. Und dann: »Sie sind aber schwer verliebt in

Ihren Boß, wie?«

Die Vornehme zuckte zusammen und bekam einen roten Kopf. »Wie wie kommen Sie darauf?«

»Das merkt man. So wie Sie mit ihm reden.«

Die andere Dame kicherte.

»Beherrschen Sie sich!« fuhr die Ältere ihre Kollegin an.

Das Lachen verstummte.

Ich aber wartete und amüsierte mich innerlich. Platz bot man mir keinen an, so ging ich zum Fenster und schaute hinaus. Hinter der Bank befand sich der Parkplatz, wo auch mein Bentley stand. Glitt mein Blick über die Bäume hinweg, so sah ich die Türme von Westminster Abbey und des Parlaments. Dahinter glitzerte graugrün das Wasser der Themse, auf der starker Schiffsverkehr herrschte.

Eine Minute war vergangen.

Ich drehte mich wieder um und sah die Doppeltür an, die in das Allerheiligste des Bankdirektors führte.

Irgendwie war ich sauer, denn ich wartete nicht gern. Aber man muß im Leben immer Konzessionen machen, und mit meinem Sonderausweis wollte ich nicht winken.

Hätte ich das mal getan. Hinterher ist man ja immer schlauer.

Die zweite Sekretärin stand auf und ging zur Kaffeemaschine. Früher trank man in England immer Tee, aber die Zeiten hatten sich geändert.

In den Büros wurde die schwarze Brühe hinuntergespült. Mir ging es dabei nicht anders, nur hatte ich das Glück, eine Sekretärin als Mitarbeiterin zu haben, die den besten Kaffee der Welt kochte. Ehrlich, Freunde.

»Die Zeit ist um«, sagte ich.

»Natürlich, Oberinspektor.« Die verliebte Sekretärin erhob sich und schritt auf die Doppeltür zu. Sie klopfte vorher und öffnete dann, wobei sie mir netterweise den Vortritt ließ.

»Danke«, sagte ich und übertrat die Schwelle.

Schon nach dem ersten Schritt blieb ich stehen. Kühle Luft traf mein Gesicht, und die wehte nicht von hinten, sondern kam von vorn.

Das hatte seinen Grund.

Eines der beiden Fenster stand sperrangelweit offen. Und von Gordon Essex fehlte jede Spur...

»Mr. Essex!« rief die Sekretärin hinter mir und war völlig aus dem Häuschen.

»Schließen Sie die Tür!« wies ich sie an. »Aber von draußen.« Sie gehorchte.

Ich aber hätte mir selbst in den Hintern treten können. Diese verdammten zwei Minuten hatten Essex gereicht, um zu verschwinden.

Die Nennung meines Namens mußte ihn regelrecht elektrisiert haben, so daß er von einem Augenblick zum anderen die Flucht ergriffen und alles liegen und stehen gelassen hatte.

Auf dem Schreibtisch lag noch seine Arbeit. Die Post von morgen, zwei aufgeschlagene Mappen. Das alles interessierte mich nicht. Ich wollte den Mann und lief zum Fenster.

Ein Blick nach links.

Nichts, dann der Blick nach rechts.

Auch nichts.

Ich sah nur den schmalen Sims, der sich unter dem Fenster hinzog.

Dazu muß man wissen, daß dieses Haus schon sein Alter hatte.

Mindestens fünfzig Jahre. Damals baute man noch repräsentativ, das heißt mit viel Stuck, kleinen Vorbauten, Erkern, Simsen und so weiter.

Ich beugte mich noch einmal weit aus dem Fenster, und dann sah ich ihn.

Eigentlich war es nur ein Hosenbein, das vom Wind erfaßt wurde

und hinter einer kleinen Säule, die die Hauswand verschönern sollte und dem Mann jetzt als Deckung diente, hervorflatterte.

Der Knabe hatte sich verrechnet.

Ich würde ihn mir holen und zögerte keine Sekunde, sondern stieg ebenfalls aus dem Fenster.

Da der Sims das Gewicht des Bankdirektors gehalten hatte, würde er unter meinem auch nicht zusammenbrechen, da war ich sicher. Unter anderem lief ich nicht zum erstenmal auf solch einem schmalen Fenstersims.

Ich drehte mich etwas und bewegte mich dann nach rechts, wobei ich der Wand mein Gesicht zuwandte und mich mit beiden Händen abstützte. Normal laufen konnte man natürlich nicht, ich mußte mich Zoll für Zoll vorschieben.

Es war gar nicht so einfach, auf der schmalen Unterlage das Gleichgewicht zu halten. Zudem behielt ich den anderen im Auge. Bisher hatte ich von ihm nicht mehr als das flatternde Hosenbein gesehen. Das gab mir Hoffnung, daß mich der Knabe noch nicht entdeckt hatte. Er sollte sich ruhig sicher fühlen, um so größer würde dann die Überraschung werden.

Zum Glück war es still. Ich konnte also hören, wenn Gestein unter meinen Füßen abbröckelte.

Bis jetzt hielt der Sims.

Das nächste Fenster.

Es war verhängt. Durch die Gardine erkannte ich die Umrisse eines Mannes, der hinter seinem Schreibtisch hockte und telefonierte. Dann hatte ich das Fenster passiert.

Weiter.

Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter mir, und mein Optimismus stieg.

Dann bekam er einen gehörigen Dämpfer, denn Essex hatte anscheinend lange genug gewartet. Er wollte sehen, was sich tat.

Der Bankdirektor linste um die Säule.

Er sah mich.

Obwohl wir uns bestimmt nicht länger als eine Sekunde anschauten, erkannte ich sein Gesicht, und die Züge prägten sich mir genau ein.

Graues Haar, vom Wind zerzaust, ein dunkelblauer Anzug, Krawatte.

Typisch Banker.

»Kommen Sie zurück!« zischte ich ihm entgegen.

Er dachte gar nicht daran, sondern bewegte sich weiter. Natürlich in die entgegengesetzte Richtung.

Ich warf einen Blick nach unten. Sehr tief war es nicht, aber bei einem Sprung hätte ich mir sicherlich beide Beine gebrochen. Und Essex würde es nicht anders ergehen.

Auf dem Parkplatz stiegen soeben mehrere Personen in einen schwarzen Bentley, der neben dem meinen parkte. Zum Glück schaute keiner an der Rückfront der Bank hoch.

Die Säule verdeckte den Blick auf Essex. Als ich sie erreicht hatte, hörte ich das Klirren.

Der Bankdirektor mußte eine Scheibe eingeschlagen haben.

Er wollte seine Flucht auf eine andere Art und Weise fortsetzen. Ich stieg vorsichtig um die Säule herum und sah zwei Yards entfernt tatsächlich ein zerstörtes Fenster. Es war kleiner als die übrigen. Wahrscheinlich gehörte es zu einer Toilette oder einem Waschraum. Essex war verschwunden.

Dafür vernahm ich die spitzen Schreie, danach einen röchelnden Laut, dann war Stille.

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Den Schrei hatte eine Frau ausgestoßen. Demnach war Essex auf der falschen Toilette gelandet, aber das folgende Röcheln hatte mir überhaupt nicht gefallen.

Ich hoffte, daß der Atlanter der Person nichts getan hatte.

Als ich vor dem Fenster stand, schaute ich in einen gefliesten Raum. Auf dem Boden lag ein junges Mädchen. Es trug ein knallrotes Kleid. Mit der dunklen Haarfülle erinnerte mich die Kleine an Glenda Perkins. Eine Tür schlug zu, als ich in die Toilette einstieg.

Auf der anderen Seite des Raumes sprang ich zu Boden. Ein Schritt brachte mich neben das Girl. Ich bückte mich, faßte es behutsam an der Schulter und drehte es herum.

Der Horror traf mich unerwartet.

Plötzlich drückte ich das Fleisch an der Schulter zusammen, und im nächsten Moment fühlte ich den Staub unter meinen Fingern.

O Gott...

Das Mädchen fiel auf den Rücken.

Ich schaute in das Gesicht. Eine Skelettfratze starrte mich an. Die gesamte Haut hatte sich aufgelöst.

Hätte es noch eines Beweises bedurft, daß dieser Gordon Essex ein Dämon war, so hatte ich ihn nun bekommen. Er sah sich in die Enge getrieben und ging eiskalt seinen Weg.

Auf menschliches Leben nahm er keinerlei Rücksicht, das sah ich mit grausamer Deutlichkeit. Er hatte ein unschuldiges Mädchen umgebracht, und in mir zerbrach etwas, als ich vor mir den Staub sah, der einmal ein Mensch gewesen war. Ich mußte Essex kriegen, bevor er vollständig durchdrehte.

Denn ich gab mir selbst einen Teil der Schuld am Tod des Mädchens.

Hätte ich diese verdammten zwei Minuten nicht im Vorzimmer gewartet, wäre das alles nicht passiert.

Nun mußte ich damit rechnen, daß Gordon Essex weitere Morde beging.

Ich verließ den Waschraum. Die Tür führte wieder auf den Flur. Diesmal befand ich mich nur ein Stück weiter hinten.

Das Zimmer des Atlanters lag rechts.

Wo hielt er sich verborgen?

Es gibt Gangster, die besitzen eine ungeheure Nervenstärke. Wenn die sich verfolgt fühlen, dann verstecken sie sich dort, wo man sie nicht vermutet. Gehörte Gordon Essex dazu, würde er sich in sein Büro verziehen.

Ich schaute nach.

Die Tür war zum Glück nicht verschlossen. Essex befand sich nicht dort.

Das offene Fenster schien mich höhnisch anzugrinsen. Ich knallte die Tür wieder zu, drehte mich um, sah die Treppe und glaubte, daß Essex diesen Weg gewählt hatte.

Hastig lief ich die Stufen hinunter. Auf der drittletzten blieb ich stehen und blickte in die große Schalterhalle.

Dort herrschte normaler Betrieb. Es zeugte nichts davon, daß sich Gordon Essex hier aufhielt. Der Betrieb lief normal, die Menschen zahlten ein oder hoben Geld ab.

Keinerlei Panik.

Ich brachte auch die restlichen Stufen hinter mich und hielt einen Angestellten an, der mit einem Aktenstoß unter dem Arm an mir vorbeizischen wollte.

»Moment mal, junger Mann.«

»Bitte?« Fragend schaute er über den Rand seiner Brillengläser.

»Haben Sie zufällig Mr. Essex gesehen?«

»Den Direktor?« Er erstarrte fast vor Ehrfurcht.

»Genau den.«

»Nein, sorry, ich habe auch zu tun.«

»Danke.«

Verdammt, wo steckte der Hundesohn nur? Das Gebäude war groß, und Essex hatte einen Vorteil. Im Gegensatz zu mir kannte er den Bau. Ich mußte mich herumfragen.

Unschlüssig blieb ich in der Halle stehen.

Ein paar Angestellte beobachteten mich schon mißtrauisch. Vielleicht hielten sie mich für einen Bankräuber, der das Terrain sondierte, um danach seinen Coup zu starten.

Ein Mann in grauer Uniform steuerte mich an. Er war ziemlich breit gebaut. Ich sah die Ausbuchtung unter seiner linken Schulter und wußte Bescheid.

»Sir?« sprach mich der Mann an. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Ja, Sie könnten mir sagen, wo ich Mr. Essex finde. Haben Sie ihn zufällig gesehen?«

»Der Herr Direktor hat sein Büro oben.«

»Da ist er nicht.«

»Dann tut es mir leid. Ich bin über den geschäftlichen Tagesablauf des Herrn Direktor leider nicht informiert. Am besten ist es, wenn Sie sich bei seiner Sekretärin...«

»Geschenkt«, sagte ich.

Sein Blick wurde wieder mißtrauisch.

Er wußte nicht so recht, was er tun sollte. Ich holte meinen Ausweis hervor, denn mir war eine Idee gekommen.

»Scotland Yard?« hauchte er.

»Ja. Und ich möchte Sie bitten, mir behilflich zu sein. Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Ich heiße William Tadlock und bin hier als Wärter angestellt. Sie wissen ja selbst, die zahlreichen Überfälle in der letzten Zeit haben die Banken vorsichtiger gemacht.«

»Klar. Dann helfen Sie mir, Mr. Essex zu finden. Sie kennen sich doch aus?«

»Natürlich, Sir. Darf man fragen, was Sie von Mr. Essex wollen?«

Ich lächelte ihn an und sagte: »Nein.«

Er schluckte und nickte.

»Noch etwas«, warnte ich ihn. »Sollten wir Mr. Essex finden, so

wird es Ihre vornehmste Aufgabe sein, zu verschwinden. Und das ist kein Spaß, Mr. Tadlock.«

»Ich halte mich an Ihre Anweisungen«, versprach er.

Hoffentlich, dachte ich.

»Wo möchten Sie zuerst hin, Sir?«

»In den Keller.«

Wir gingen. Die Räume unter der Schalterhalle konnte man als regelrechte Gewölbe bezeichnen. Hier befanden sich auch die großen Tresore mit den gewaltigen Panzertüren, hinter denen Gold, Scheine, wertvolle Papiere und Münzen lagerten.

Es war kühl. Ich schaute mich um. Niemand außer uns befand sich hier unten.

Ob sich Essex in einem der gewaltigen Tresore eingeschlossen hatte?

Ich fragte den Wärter nach der Funktion.

»Nein, Sir. Einer allein kann den Tresor nicht öffnen. Es gehören immer drei Schlüssel dazu, die sich im Besitz von drei verschiedenen Männern befinden.«

»Dann kann ich davon ausgehen, daß sich Mr. Essex nicht hier unten aufhält?«

»Genau.«

»Gibt es in diesem Haus sonst noch Räume, die sich als Versteck eignen?«

»Ja. Glauben Sie denn, daß Mr. Essex es nötig hat, sich zu verbergen?« hauchte er.

»Das glaube ich allerdings.«

»Dann weiß ich es auch nicht.«

»Was ist unter dem Dach?«

»Dort oben befindet sich unser Archiv. Klar, da kann jeder hin. Natürlich auch Mr. Essex.«

»Okay, sehen wir nach.«

Der Wächter und ich wandten uns um. William Tadlock ging vor. Viel Hoffnung hatte ich nicht mehr. Essex war sicherlich geflohen. Plötzlich blieb Tadlock stehen. Fast wäre ich gegen ihn gelaufen. »Was ist?«

»Sir, mir ist da soeben eine Idee gekommen«, sagte er. »Ich weiß ja nicht, aus welchen Gründen Sie Mr. Essex suchen, aber es gibt hier unten noch einen Weg nach draußen. Es ist der, den die Männer nehmen, wenn sie die Geldtransporter beladen.«

Ich schaute den Mann an und nickte. »Das ist doch ein Wort, Meister. Gehen wir.«

Tadlock besaß den Schlüssel zu einer Panzertür, hinter der ein betonierter Gang lag. Er mußte stark ziehen, um die schwere Tür aufzubekommen. Ich half ihm dabei.

»Immer das gleiche«, stöhnte der Aufpasser. »Man malocht sich hier noch kaputt.«

Er hob seine Hand. Die Finger strichen an der Wand entlang, wo sich der Lichtschalter befand. Den kippte Tadlock herum.

An der Decke wurden runde Leuchtstoffringe hell.

Der Gang bestand aus glatten Betonwänden. Und der Fußboden war ebenfalls aus Beton. Glatt, ohne Fugen.

Nach etwa dreißig Yards endete dieser Weg ebenfalls vor einer Tür.

»Und dahinten geht es auf den Parkplatz, wo die Wagen der Kunden stehen?« fragte ich.

»Auf eine abgeteilte Seite des Parkplatzes«, erklärte mir Tadlock »Sie wird durch eine Mauer begrenzt.«

Der Gang war völlig leer. Da biß keine Maus den Faden von ab. Auch auf dem Boden sah ich keinerlei Fußspuren.

Nichts deutete darauf hin, daß dieser Weg vor kurzem von jemandem zur Flucht benutzt worden war.

Klinisch sauber...

Und doch hatte ich ein ungutes Gefühl. Auf meine innere Stimme konnte ich mich verlassen. Ich traute dem Braten nicht so recht. Man schien die Gefahr förmlich mit der Hand anfassen zu können. Irgendwo versteckte sie sich.

Dieser Gordon Essex war, wenn er wirklich aus Atlantis stammte, ein sehr gefährlicher Mann. Er kannte die alten Magien, wogegen ich bis heute kein wirksames Mittel wußte. Vielleicht hätte es die Dämonenpeitsche geschafft, aber die trug ich nicht bei mir. Ebensowenig wie Desteros Schwert.

William Tadlock war mein Zögern natürlich aufgefallen, und er fragte:

»Haben Sie was?«

»Ich traue dem Braten nicht.«

»Wieso?«

»Das Gefühl einer drohenden Gefahr hat sich bei mir verstärkt. Wenn ich vorgehe, bleiben Sie lieber zurück.«

Tadlock lachte. »Aber wieso denn? Der Gang ist leer. Ich kann niemanden sehen.« Er räusperte sich. »Zudem trage ich eine Waffe bei mir.«

»Die Ihnen auch nicht viel nutzen wird, wenn es hart auf hart kommt.« Mit seiner nächsten Frage traf er instinktiv ins Schwarze. »Oder glauben Sie, daß sich da ein Geist versteckt hat?«

»So ungefähr.«

Ich mußte daran denken, wie Essex es geschafft hatte, das Mädchen zu ermorden. Das war blitzschnell gegangen, praktisch eine Berührung mit der Hand, und das Mädchen zerfiel zu Staub.

Unglaublich...

»Soll ich vielleicht hierbleiben?« fragte Tadlock.

Ich war schon zwei Schritte vorgegangen. »Nein, am besten ist es, wenn Sie wieder zurückgehen.«

Er verzog die Mundwinkel. »Das paßt mir gar nicht.«

»Tun Sie's trotzdem...«

Das Gefühl der Gefahr hatte sich bei mir weiter verstärkt. Aber wo, zum Teufel, lauerte sie?

In den Wänden, im Boden?

Ich ging weiter.

Hinter mir hörte ich die Schritte des Wärters. Tadlock schritt auf die Tür zu.

Nun, ich dachte mir nichts dabei und wurde erst aufmerksam, als ich diesen schwappenden Laut hörte, mit dem die Tür zurück in die Fassung fiel.

Hatte Tadlock den Gang verlassen?

Plötzlich stellten sich meine Nackenhärchen aufrecht. Greifbar nahe war die Gefahr, und blitzschnell drehte ich mich herum.

William Tadlock hatte den Gang nicht verlassen, sondern nur die Tür geschlossen. Er stand vor ihr und schaute mich an.

Der Körper gehörte William Tadlock, doch das Gesicht dem Atlanter Gordon Essex!

Die Falle war zugeschnappt!

Einige Sekunden lang war ich wirklich sprachlos, weil ich den Schock erst einmal verdauen mußte. Tadlock sah furchterregend aus. Sein Gesicht hatte völlig andere Züge angenommen, eben die des Gordon Essex. Und er hatte auch nicht mehr die normale Hautfarbe, sondern war kalkig weiß geworden.

Ja, eine unheimliche kalkige Blässe überzog die Haut und ließ sie aussehen wie die eines schlecht geschminkten Clowns. Blutunterlaufen präsentierten sich die Augen, die Lippen stachen blaß von der weißen Haut ab, das Gesicht war hagerer geworden, und in den Pupillen las ich ein höhnisches Funkern.

»Gordon Essex!« sagte ich.

»Genau, Oberinspektor. Es hat lange gedauert, bis Sie mich

gefunden haben.«

»Sicher, manchmal arbeiten die Mühlen von Scotland Yard ziemlich langsam, aber sie mahlen genau.«

»Das habe ich gemerkt.« Essex blieb gelassen. »Ich muß Ihnen ein Kompliment machen, Sinclair. Ich hätte nicht gedacht, daß sie aus Atlantis entkommen wären. Wie haben Sie es geschafft?«

»Durch viel Glück.«

»Das Sie jetzt verlassen hat!«

»Da bin ich mir nicht sicher.«

Gordon Essex, der Atlanter, lächelte. »Was wollen Sie gegen mich ausrichten? Ich brauche Sie doch nur zu berühren, und schon zerfallen Sie zu Staub.«

»Daß Sie diese Fähigkeit beherrschen, habe ich an dem jungen Mädchen gesehen«, erwiderte ich. »Warum haben Sie es getötet? Es hatte nichts mit der Sache zu tun.«

»Es stand mir aber im Weg. Außerdem wollte ich Ihnen, Sinclair, meine Macht demonstrieren. Sie waren wirklich gut, aber bisher haben Sie nur mit Dämonen gekämpft, mit einfachen Geschöpfen, die zu abhängig waren, um eine eigene Magie entwickeln zu können. Sie haben Sie auf irgendeine Art und Weise immer getötet, doch bei mir ist es anders. Ich kenne die Magie der Großen Alten, die der Mächtigen, die schon waren, als die Menschheit noch nicht war. Und dieser Magie wirst auch du nichts entgegenzusetzen haben, Geisterjäger.« Er lächelte. »Dein Kreuz bleibt bei mir ebenfalls ohne Wirkung...«

Da war wieder der Begriff der Großen Alten gefallen. Nicht zum erstenmal tauchte er auf. Und ich muß ehrlich gestehen, daß ich mich immer unwohl fühle, wenn ich davon höre.

Die Großen Alten!

Wer waren sie? Was hatten sie vor? Woher kamen sie? Aus dem All, aus Tiefen der Erde, als sie entstand?

Antworten auf diese Fragen wußte ich nicht. Mir war nur so viel bekannt, daß die Großen Alten eine ungeheure Grausamkeit ausstrahlten und somit das Böse schlechthin waren. Zum Glück waren sie mir bisher noch nicht begegnet, und ehrlich gesagt, ich war auch überhaupt nicht scharf darauf.

»Worüber denkst du nach?« fragte mich der Atlanter.

»Über deine Pläne.«

»Die errätst du nicht.«

Ich hob die Schultern. »Es sei denn, du verrätst sie mir.«

»Nein, darauf lasse ich mich nicht ein. Das ist zu bekannt. Sollte es dir aus irgendeinem Grunde gelingen, doch noch davonzukommen, weißt du zuviel. Soviel sei gesagt: Ich habe mächtige Verbündete, die ebenfalls bereit sind, dich zu töten. Sie haben nichts vergessen, gar nichts, und sie sind schon unterwegs. Bald werden sie hier sein.«

»Von wem sprichst du?«

»Ich sage nichts mehr.«

Nein, er würde tatsächlich nicht reden, das konnte ich auf seinem bleichen Gesicht ablesen. Auch seine Haare hatten sich verändert. Sie sahen aus, als hätte jemand Mehlstaub über sie gegossen.

»Was hast du mit William Tadlock gemacht?« wollte ich wissen.

»Ich habe seine Gestalt angenommen, das ist alles. Er lebt längst nicht mehr. Es gehört zu unseren speziellen Fähigkeiten, in die Haut eines anderen schlüpfen zu können. Das bringt sehr viele Vorteile für uns.«

Verdammt, wie recht er hatte. Wenn ich mir vorstellte, daß diese Magier aus Atlantis in der Lage waren, jede x-beliebige Gestalt anzunehmen, rann mir ein Schauer über den Rücken. Wenn es zahlreiche Atlanter unter den Menschen gab, dann war die Wahrscheinlichkeit, auf einen Magier zu treffen, ziemlich hoch.

Und das machte mir Angst.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er lachte. »Ja, es sieht

böse aus.«

»Dann bist du nicht allein auf der Welt?«

»Nein, es gibt noch andere Magier und Propheten, die sich damals kurz vor dem Untergang abgewandt haben. Du wirst ihnen aber nicht mehr begegnen, weil ich dich töten werde. Denke daran, Geisterjäger, eine Berührung meinerseits, und du zerfällst zu Staub!«

Ja, daran dachte ich. Aber ich wollte mich auch nicht kampflös umbringen lassen.

Ich zog meine Beretta.

Er lächelte: »Was soll das denn, Geisterjäger? Damit schreckst du mich nicht.«

Vielleicht hatte er recht.

Trotzdem wollte ich ausprobieren, ob er auf die Silberkugeln in meiner Beretta reagierte.

Ich visierte sein Gesicht an und zog den Stecher zurück.

Eine blaue Flamme schoß aus der Mündung. Überlaut hallte der Schutz in dem kahlen Gang wider - und ich sah, wie das Geschos in die Stirn des Mannes fegte und dort ein handtellergroßes Stück herausriß. Essex stoppte.

Und er lachte.

Ja, er lachte mir ins Gesicht, denn die Wunde schloß sich sofort wieder.

»Ich bin nicht zu töten!« höhnte er. »Nicht auf diese Art und Weise, Geisterjäger.«

Da hatte er recht. Ich steckte die Beretta wieder weg. Die half mir jetzt auch nicht mehr.

Hart preßte ich die Lippen aufeinander.

Mein Gegner kam vor.

Schritt für Schritt ging er auf mich zu, und um seine Lippen spielte ein teuflisch gemeines Lächeln.

Ich wich zurück und holte dabei mein Kreuz hervor. Ich war

wirklich gespannt, ob es bei ihm nicht reagierte, denn das Kreuz war meine stärkste Waffe.

Flach lag es auf meinem Handteller. Ich sah die zahlreichen Zeichen und die vier Buchstaben der Erzengel, die in einer Schrift in das Kreuz eingemeißelt waren, die auch ich lesen konnte.

»Nein, John Sinclair, so nicht.«

Ich sprang vor. Damit hatte Essex wohl nicht gerechnet, denn er blieb stehen.

Dann schleuderte ich das Kreuz gegen ihn, wobei ich mit drei Fingern die Kette festhielt.

Es traf.

Wuchtig prallte das Kruzifix in das Gesicht des Atlanter. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich den Schrecken in seinen rot umrandeten Augen. War mein Kreuz doch nicht so ungefährlich für ihn?

Es rutschte über sein Gesicht, aber die Wirkung blieb gleich Null. Nichts hatte ich erreicht.

Warum denn das Erschrecken?

Essex war so euphorisch, daß er es mir sogar sagte: »Ja, Geisterjäger, du hast eine große Waffe in der Hand, aber du weißt nicht damit umzugehen, denn mit einer einfachen Berührung ist es nicht getan. Du mußt schon die Magie genau kennen. Die alten Formeln, die Riten, die Zaubersprüche. Erst dann hättest du mich töten können. Nicht so, John Sinclair, du Verlierer!«

Alte Sprüche, Magie, Zaubersprüche! Abermals hörte ich eine Neuigkeit, und mir wurde bewußt, wie wenig ich wirklich wußte. Auch über und um die Wirkung des Kreuzes. Hätte ich die alten Formeln gewußt, so wäre die Wirkung stärker gewesen.

Verflucht, ich fühlte mich in diesen Momenten hilflos. Wie ein Todeskandidat, der schon auf dem Schafott liegt und über dessen Nacken die Schneide schimmert.

»Keine Chance«, sagte der Atlanter, »keine Chance, Geisterjäger.« Und er ging weiter...

Das alte Spiel begann von vorn.

Ich wich wieder zurück.

Dann sprang er vor. Damit hatte ich nicht gerechnet. Essex wuchtete sich durch die Luft, sein Körper streckte sich. Grelles Lachen drang aus seiner Kehle, und die gekrümmten Hände zielten genau auf mein Gesicht...

Zwei Personen waren nervös.

Kara und Myxin.

Die beiden waren mit zur Bank gefahren, hatten sich jedoch nicht getraut, mit hineinzugehen. Die Suche nach diesem Essex sollte so unauffällig wie möglich über die Bühne gehen. Falls John Sinclair Hilfe brauchte, dann wollte er den beiden ein Zeichen geben.

Die beiden saßen im Fond und fühlen sich äußerst unwohl, denn sie wären gern dabei gewesen. Sie machten sich Sorgen um John Sinclair, denn sie hatten ihn ja in den gewaltigen Komplex Atlantis mit hineingezogen. Myxin und Kara, die schon in Atlantis existierten, wußten, daß der versunkene Kontinent längst nicht all seine Geheimnisse preisgegeben hatte. Vieles war nicht erforscht worden oder in Vergessenheit geraten. Erst in der heutigen Zeit drang einiges davon wieder an die Oberfläche. So hatten Myxin und Kara festgestellt, daß es außer ihnen noch zahlreiche Personen gab, die aus Atlantis stammten.

Und da in diesem Kontinent die Magie sehr stark vertreten war, lag es auf der Hand, daß auch Magier den Untergang überlebt hatten und versuchten, an die alten Traditionen anzuknüpfen, denn das hatte Myxin nach seiner Erweckung aus dem zehntausendjährigen Schlaf schließlich auch gewollt. Er hatte sich nicht auf die Seite des Guten schlagen wollen. Initiator war eigentlich die Existenz des Schwarzen

Tods gewesen. Dieser Dämon und Myxin hatten sich bereits in der Vergangenheit bekämpft, und so kam es, daß Myxin das Sinclair-Team unterstützte, weil es ebenfalls gegen den Schwarzen Tod und danach gegen dessen Nachfolgerin Asmodina kämpfte. Nun konnte Myxin nicht mehr zurück.

Er wollte es auch gar nicht, denn seit Sinclair ihm geholfen hatte, seinen Mut und seine Kräfte wiederzufinden, stellte er sich voll auf die Seite des Guten.

Und er hatte Kara kennengelernt. Dieses wunderbare Mädchen mit dem schwarzen Haar, die Schöne aus dem Totenreich, die ebenfalls von einem Geheimnis umgeben war und sich immer noch auf der Suche nach dem Trank des Vergessens befand.

Dieser Trank war ein Erbe ihres Vaters Delios gewesen. Ebenso wie das schmale Schwert mit der goldenen Klinge, das sie diesmal bei sich trug.

Es steckte in einer schmalen Scheide und wurde von der dreiviertel langen Jacke verdeckt, die Kara um ihre Schultern gelegt hatte. Hin und wieder warfen die beiden einen Blick aus den Fenstern, doch sie schauten nicht nach oben, wo jemand an der Außenfassade entlangkletterte. Der Blickwinkel war zu schlecht.

»Er läßt sich Zeit«, sagte Kara.

Myxin nickte. »Sicher, wir härten ihn nicht allein gehen lassen sollen.«

»Glaubst du, daß etwas passiert ist?«

»Ich rechne damit.«

»Aber dann hätte uns John Bescheid gegeben.«

»Vielleicht und auch nur, wenn er dazu noch in der Lage war.«

Diese Antwort machte Kara sehr nachdenklich. »Ja, das kann natürlich sein. Was schlägst du vor?«

»Wir warten noch eine Viertelstunde. Wenn John dann nicht wieder auftaucht, greifen wir ein.«

Die nächsten fünfzehn Minuten vergingen schweigend. Myxin und Kara beobachteten den Parkplatz, achteten auf jeden, der ihn überquerte, doch einen Feind konnten sie nicht identifizieren.

Es blieb ruhig.

»Die Viertelstunde ist um«, erinnerte Kara den Magier. »Wir sollten nachsehen.«

Myxin war einverstanden. Sie stiegen aus und schaute an der Fassade hoch. »Da wurde ein Fenster eingeschlagen«, sagte sie und deutete nach oben.

Auch Myxin sah es.

»Seltsam oder zumindest außergewöhnlich für eine Bank«, meinte die Schöne aus dem Totenreich.

»Du glaubst, daß es etwas mit unserem Fall zu tun hat?« erkundigte sich Myxin.

»Wahrscheinlich.«

Die beiden spürten ein ungutes Gefühl. Wohl war ihnen nicht in ihrer Haut.

Sie schritten nebeneinander auf den Hinterausgang der Bank zu. Ein seltsames Paar. Myxin klein und mit einer leicht grünlich schimmernden Haut, Kara fast einen Kopf größer als er, mit langen schwarzen Haaren, in denen der Wind spielte.

Die Tür öffnete sich automatisch, nachdem sie einen Kontakt unterbrochen hatten.

Eine große Halle nahm sie auf. Kara und Myxin merkten etwas von der Hektik, die herrschte. Sie hörten das Klappern der Schreibmaschinen, das gedämpfte Rattern der Kleincomputer.

Eine fremde Welt. Beide fühlten sich ein wenig unsicher.

Sie durchquerten die Halle und schauten nach links als auch nach rechts.

Keine Spur von John Sinclair. Dafür wurden sie von einigen Angestellten beobachtet. Sehr mißtrauisch.

Kaltes Licht strahlte von der Decke. Kara und Myxin entdeckten eine Sitzgruppe aus schwarzem Leder und ließen sich darauf nieder. Das schien ein Startzeichen für einen der Angestellten gewesen zu sein, denn er trat auf sie zu und fragte nach ihren Wünschen.

»Wir suchen zwei Männer«, erklärte Myxin.

»Und wen bitte?«

»Einen Mr. Sinclair und Ihren Direktor, Mr. Essex!«

Das Gesicht des Angestellten verzog sich zu einem bedauernden Lächeln. »Mit beiden kann ich Ihnen nicht dienen. Tut mir leid.«

»Aber Mr. Sinclair hat Ihrem Direktor einen Besuch abgestattet!« Myxin ließ nicht locker.

»Das mag sein. Nur sehe ich niemals, wen unser Chef empfängt.«

»Dabei handelt es sich bei Mr. Sinclair um einen Oberinspektor von Scotland Yard.«

Jetzt wurde der Angestellte ein wenig blaß. »Dreht es sich um ein Verbrechen?« wollte er wissen.

»Möglich.«

»Soll ich mit dem Sekretariat des Direktors telefonieren?« Myxin nickte.

»Das wäre nett.«

»Warten Sie bitte so lange.« Der Mann verschwand mit eiligen Schritten.

Myxin und Kara aber blieben mit ihren Gedanken und Gefühlen zurück.

Letztere waren ziemlich gemischt. Irgendwie merkten beide, daß etwas nicht stimmte.

Sie behielten den Angestellten im Auge, der einen Telefonhörer ans Ohr gepreßt hatte. Konzentriert hörte er zu, nickte ein paarmal, und seine Gesichtsfarbe veränderte sich.

Schließlich legte er auf.

Als er Myxin und Kara erreichte, rang er ein wenig nach Fassung.

»Was hat es gegeben?« fragte Myxin.

»Von beiden wissen wir nicht, wo sie geblieben sind. Das Bürofenster des Direktors stand offen. Soweit die Sekretärin. Sie ist dann von Oberinspektor Sinclair hinausgeschickt worden.«

»Ist das Fenster mit dem der zerbrochenen Scheibe identisch?« erkundigte sich Myxin.

»Wie?«

Der kleine Magier berichtete.

»Das ist nicht bekannt, Sir!«

»Wir müssen zum Direktor«, sagte Myxin. »Bringen Sie uns hin.«

»Aber er ist nicht in seinem Büro.«

»Vielleicht finden wir eine Spur.«

Der Angestellte nickte hastig. Sie gingen. Die Absätze des jungen Mannes hämmerten auf den Fliesen und riefen ein Echo hervor. Sie liefen dorthin, wo sich die zweite Glastür und der Haupteingang befanden.

Dort gab es auch einen Portier oder Empfangschef. Er hockte in seinem kleinen Raum, stand aber jetzt vor der Tür.

»Fragen Sie ihn mal«, sagte Myxin.

Der Angestellte tat es.

Und er bekam eine positive Antwort. »Ja, ich habe Mr. Essex gesehen.«

»War er allein?«

»Allerdings!«

»Und einen hochgewachsenen blonden Mann haben Sie nicht gesehen?«, erkundigte sich Myxin.

»Doch, den auch.«

»Wo?«

»Er war zusammen mit einer Sicherheitskraft und verschwand mit ihm im Tresor.«

»Das war Oberinspektor Sinclair«, sagte Myxin.

»Dann müssen wir dort nachsehen.« Kara hatte es plötzlich eilig. Sie faßte Myxin am Arm.

Der Angestellte ging mit, obwohl er laut lamentierte. »Aber Sie können nicht einfach...«

»Doch«, erwiderte Kara, »wir können...«

Der Angestellte blieb stehen und warf dem Portier einen hilfesuchenden Blick zu.

»Ich gebe Mr. Johnson, dem stellvertretenden Direktor, Bescheid«, sagte der Portier und eilte in seine Kabine.

Kara und Myxin warteten. Sie hatten es zwar eilig, wollten jedoch nicht mehr Aufsehen erregen, als unbedingt nötig war.

Mr. Johnson hatte zum Glück Zeit. Zwei Minuten später war er da. Klein, glatzköpfig und mit einem buschigen Schnauzbart. Er schaute fragend in die Runde.

Myxin übernahm die Erklärung.

»Sind Sie auch vom Yard?«

»Nein.«

Johnson holte tief Luft.

Da ergriff Kara die Initiative. »Es kann um Leben und Tod gehen«, sagte sie. »Sträuben Sie sich nicht länger.«

Johnson war überredet, sagte jedoch: »Aber den Tresorraum selbst schließe ich nicht auf.«

»Nein, nein.«

Sie eilten die Treppe hinab.

Leer.

Enttäuscht blieben Kara, Myxin, der Bankangestellte, der Portier und Johnson stehen.

»Nichts«, sagte der stellvertretende Direktor. »Keine Spur von Ihrem Oberinspektor und Direktor Essex.«

»Und was ist das?« fragte Myxin. Er deutete auf eine Tür, die nicht in den Tresorraum führte.

»Hinter der Tür liegt der Gang, den unsere Leute nehmen, wenn sie einen Geldtransporter beladen.«

»Können wir dorthin?«

Johnson schaute den kleinen Magier an. »Ich sehe keinen Grund, Mister. Zudem beginne ich zu überlegen. Sie stürmen hier in die Bank, machen Land und Leute verrückt, ohne sich irgendwie vorzustellen, und Sie verlangen von uns, daß...«

»Seien Sie bitte mal ruhig!« zischte Kara.

Johnson verstummte. Inzwischen ging die Schöne aus dem Totenreich noch, einen Schritt vor und legte ihr Ohr gegen die Außenhaut der Tür.

Plötzlich zuckte sie zurück, als wäre das Metall kochendheiß.

»Was ist geschehen?« flüsterte Myxin.

»Hinter der Tür befindet sich John. Und es weist alles darauf hin, daß es ihm nicht gerade gutgeht.«

»Schließen Sie auf!« wies Myxin den stellvertretenden Direktor an. Und Kara zog das Schwert mit der goldenen Klinge...

Zum Glück war der Gang breit genug. In einem schmaleren hätte er mich sicherlich erwischt.

So aber gelang es mir, auszuweichen. Ich prallte gegen die Wand, wirbelte sofort wieder herum und entging dem nächsten Schlag. Die Hand klatschte gegen den Beton, wo die gekrümmten Finger nach unten kratzten und die Nägel brachen.

Ich hieb dem Direktor die Handkante in den Nacken. Es war ein wuchtiger Schlag, der einen normalen Menschen außer Gefecht gesetzt hätte. Auch Essex spürte ihn, denn der Anprall meiner Hand schleuderte ihn zu Boden, wo er sich sofort herumrollte und auf die Beine kommen wollte.

Auf halber Höhe traf ihn mein Tritt.

Wieder wurde der Mann mit dem weißen Gesicht

zurückgeschleudert und überschlug sich sogar.

Aber er lachte.

Er lachte grell, hämisch und voller Freude.

»So kriegst du mich nie, Geisterjäger!« keuchte er und kam wieder auf die Beine.

Er schlug nach mir.

Und diesmal hatte ich wirklich Glück, daß er mich nicht traf. Ich kam nicht so schnell weg, zum Glück jedoch war sein Arm zu kurz. Die Finger knallten dicht vor meinen Schuhspitzen zu Boden.

Ich trat ihm auf die Hand und drehte meinen Absatz noch. Er empfand keinen Schmerz, dann mußte ich schnell zurück, weil er mit der anderen Faust schlug.

Verdammt, da hatte ich Kreuz und Pistole und konnte doch nichts gegen die uralten Magier anrichten. Wenn ich nur die Bannsprüche gewußt hätte, damit das Kreuz seinen vollen Wirkungsgrad hätte entfalten können! So aber war es wirkungslos.

Geduckt stand der andere vor mir. Seine Arme pendelten jetzt. Das weißgraue Gesicht erinnerte mich mehr an das einer Mumie. Die langen Finger bewegten sich.

»Ich kriege dich, Sinclair. Verdammt, ich kriege dich...«

»Komm her.«

Er kam. Breitbeinig, schleichend.

Ich hielt das Kreuz in der rechten Hand, ließ ihn nahe genug herankommen, aber nicht zu nahe. Dann schlug ich zu.

Gleichzeitig rief ich einen Bannspruch. »Götter des Lichts! Zerstöret diesen Geist des Wahnsinns. Jagt ihn in die finsterste Hölle, wo Heulen und Zähneknirschen herrscht!«

Nein, es tat sich nichts. Zwar hieb ich das Kreuz in sein Gesicht und zerstörte eine Hautpartie, mehr geschah aber nicht. Der Bannspruch zeigte keine Wirkung.

Dafür kam Essex.

Diesmal wollte er es zu einem Ende führen. Er war schnell und brauchte mich ja nur einmal zu berühren, dann war es aus.

Ich sprang zur Seite.

Doch da geschah etwas anderes. Ich hörte das saugende Geräusch, das entstand, wenn eine Tür aufgedrückt wird.

Und sie öffnete sich.

Auch Essex sah es.

Wie auch ich entdeckte er ebenfalls die Menschen, die vor der Tür standen, in den Raum schauten und völlig perplex waren, was man an ihren Gesichtern ablesen konnte.

Aber auch ich war überrascht, denn zwei Personen kannte ich. Kara und Myxin!

Und Kara war es, die die Initiative ergriff.

Sie jagte in den Gang hinein und schwang ihr Schwert mit der goldenen Klinge.

Der dämonische Bankdirektor hatte mich vergessen. Er sah nur noch Kara. Wir anderen waren zu reinen Statisten degradiert.

Das folgende ging nur die beiden etwas an. Und wir merkten, daß eine uralte Feindschaft zwischen Kara und Gordon Essex bestand. Eine Feindschaft, die es bereits im alten Atlantis gegeben hatte und die nun erneut aufflammte.

»Jetzt habe ich dich, Essex. Oder soll ich lieber Sarana sagen?« höhnte Kara.

»Das ist mir gleich.«

»Sarana lautete doch dein richtiger Name im alten Atlantis, wenn ich mich recht erinnere.«

»Du liegst richtig.«

»Und ich werde dir auch Grüße von meinem Vater ausrichten, Sarana.«

»Der ist tot.«

»Natürlich, dann werden es eben Todesgrüße. Darauf habe ich

mich schon lange gefreut.«

Ich war zurückgewichen, damit sich die beiden Gegner ins Auge schauen konnten und bei dem unvermeidlichen Kampf Platz genug hatten. Denn eins lag auf der Hand: Niemand würde aufgeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Das allein geboten die alten Gesetze der Atlanter, denn wer dort miteinander verfeindet war, mußte so lange kämpfen, bis einer den anderen erledigt hatte.

Und Kara besaß das Schwert mit der goldenen Klinge. Vielleicht würde diese Waffe das schaffen, was mein Kreuz nicht erreicht hatte. Aber welche Waffe besaß Essex?

Keine! Bis auf seine Hände.

Kara hatte ihr Schwert gezogen. Auf der goldenen Klinge tanzten die Lichtreflexe. Das Schwert funkelte und gleißte. Es war längst nicht so schwer wie das von Destero, das sich inzwischen in meinem Besitz befand, aber es hatte eine lange Tradition und war ebenfalls magisch geweiht worden.

Atlantis-Magie!

Sie würde gegen die Bösen aus dem versunkenen Kontinent helfen.

Essex wich zurück. Mir schien es, als wäre sein Gesicht noch fahler geworden.

»Willst du einen Waffenlosen töten?« höhnte er.

Kara schüttelte den Kopf. »Du versuchst es immer wieder, Sarana. Du bist nicht waffenlos. Du weißt selbst, welche Macht in deinen Händen steckt. Wen du berührst, der wird zu Staub. Aber ich werde mich hüten, zu nahe an dich heranzukommen.«

Sarana/Essex lachte nur. Seine Augen funkelten. Er beobachtete Kara genau, die ihn ebenfalls nicht aus den Augen ließ, das Schwert halb erhoben hatte und in kampfbereiter Haltung dastand.

Natürlich wußte auch Gordon Essex, alias Sarana, daß er sich vor einer Entscheidung nicht mehr drücken konnte. Allerdings schien ihm der Kampf nicht zu behagen, denn wieder versuchte er es mit

Ausflüchten und vor allen Dingen mit Lockungen, die Kara auf seine Seite ziehen sollten.

»Hör zu«, sagte er. »Wir stammen aus Atlantis, haben die große Katastrophe überlebt. Warum sollen wir uns gegenseitig bekämpfen? Wir können uns respektieren und zusammenschließen.«

»Du stehst auf der anderen Seite!« sagte Kara.

»Es wird die stärkere sein.«

»Davon bin ich noch nicht überzeugt!«

»Komm zu mir. Und denke an den Trank des Vergessens.«

Kara zögerte eine Sekunde. Da hatte ihr Gegner einen schwachen Punkt berührt. Er wußte, daß die Schöne aus dem Totenreich auf der Suche nach dem Trank des Vergessens war. Das schien sich irgendwie herumgesprochen zu haben, sonst hätte Essex diesen Begriff nicht in die Diskussion geworfen.

»Was weißt du über den Trank?« zischte Kara.

»Nicht viel.«

Kara ging einen Schritt nach vorn und streckte ihren waffenbewehrten Arm aus, so daß die Klinge fast den Hals des Atlanter berührte. »Rede, Sarana. Was weißt du alles über den Trank?«

»Nicht viel. Ich kenne ihn nicht, ich habe ihn nie gesehen.«

»Aber du weißt, wo er sich befindet.«

Das Gesicht mit der bleichen Haut und den rot geäderten Augen verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. »Vielleicht weiß ich es.«

»Er blufft«, sagte ich. »Verdammt, Kara, er blufft. Sie versuchen es alle. Denk an Khyllon, den Druiden.«

»Ja, John. Ich glaube, du hast recht. Er versucht wirklich, mich mit einem Bluff hereinzulegen.«

»Nein, nein, das ist keiner...«

»Dann beweise es!« schrie Kara.

»Nicht so eilig, und vor allen Dingen nicht hier. Außerdem müßte

ich erst meine Freunde informieren.«

Kara lachte auf. »Deine Freunde, das sind die Ausreden, derer sich auch die Menschen bedienen. Du hast keine Freunde mehr, Sarana. Der Schwarze Tod existiert in dieser Zeit nicht mehr. John Sinclair, der Geisterjäger, hat ihn vernichtet. Es ist aus. Niemand will dir noch helfen, Sarana. Niemand...«

Essex redete sich in Wut. »Doch, ich habe Helfer!« knirschte er. »Ich habe sogar starke, und ihr werdet nicht nur deren Macht zu spüren bekommen, sondern auch deren Wirkung. Man wird euch umbringen. Du, Kara, hast noch eine Chance. Stell dich auf unsere Seite, mehr sage ich nicht dazu!«

»Erst muß ich wissen, wer dir helfen wird!« verlangte die Schöne aus dem Totenreich.

»Ja, du sollst es wissen. Dabei brauche ich nur ein Wort zu sagen. Und hör genau zu. Ich sage: AEBA!«

Karas Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an. Sie überlegte fieberhaft.

Ich aber schrak zusammen.

AEBA - Essex hatte die Namen der vier Horror-Reiter erwähnt.

Ungeheuer brutale Dämonendiener, die mir schon das Leben schwergemacht hatten. Wer AEBA sagte, der meinte Chaos, Grauen, Entsetzen, Furcht. Die Reiter der Apokalypse, die von den vier Erzdämonen geschickt waren, um dem Schwarzen Tod zu helfen.

AEBA war das Grauen schlechthin.

Aber waren sie nicht vernichtet? Hatte sie nicht mein Kreuz endgültig zerstört?

Als Kara keine Antwort gab, übernahm ich das an ihrer Stelle. »AEBA existiert nicht mehr, Essex. Ich habe die vier Reiter damals vernichtet, als auch der Schwarze Tod starb.«

»Nein, du irrst dich, Geisterjäger. Man kann sie nicht vernichten. Wenigstens du nicht. Sie sind nur in eine andere Dimension

geschleudert worden. Dort wurden sie von den vier Erzdämonen in Empfang genommen. Ich gebe zu, daß es lange gedauert hat, aber nun sind sie bereit, ihre Rache zu vollenden. Sie und der Mann, der ihnen den Weg ebnet wird. Don Alvarez!«

Abermals vernahm ich einen bekannten Namen. Don Alvarez! Ja, ich erinnerte mich gut. Vor meinem geistigen Auge sah ich die eisbedeckte Gipfelkette der Pyrenäen, und auf einem hohen Berg stand ein gewaltiges Kloster, dessen Mauern uralt waren und hinter denen Don Alvarez, der Teufelsmönch, ein grausames Regime aufgebaut hatte.

Er hatte das Tor zu einer anderen Dimension gefunden und die Horror-Reiter geholt. Suko und ich hatten gegen den teuflischen Mönch gekämpft. Ich war damals soeben mit dem Leben davongekommen.

Alvarez aber wurde nicht getötet, sondern in eine Anstalt eingeliefert, soviel mir bekannt war. Es bestand durchaus die Möglichkeit, daß er mit Hilfe finsterner Mächte den Weg in die Freiheit gefunden hatte.

Und mit ihm AEBA!

Essex, alias Sarana, freute sich. Er merkte uns an, daß wir leicht geschockt waren.

»Hat es euch die Sprache verschlagen, John Sinclair? Ihr seht, so mächtig seid ihr gar nicht. AEBA ist größer, ist mächtiger und wartet bereits auf seine Feinde.«

»Und die Reiter wissen über den Trank des Vergessens Bescheid?« erkundigte sich Kara.

»Vielleicht.«

»Das ist keine Antwort. Entweder wissen sie es, oder sie wissen es nicht.«

»Du mußt sie fragen. Ich interessiere mich nicht für den Trank. Das ist deine Sache.«

Kara überlegte.

Myxin und ich wußten, wie sehr ihr daran gelegen war, den Trank des Vergessens zu finden. Sie würde viel dafür geben, aber würde sie auch unsere Gemeinschaft damit aufs Spiel setzen?

Kara ließ das Schwert ein wenig sinken und focht einen innerlichen Kampf aus.

Mein Blick glitt an ihrer Schulter vorbei und traf Myxin. Der kleine Magier trug einen gequälten Gesichtsausdruck. Auch er war nicht sicher, wie Kara reagieren würde.

Blieb sie auf unserer Seite?

Myxin hielt es nicht mehr aus. Er hatte sich in der letzten Zeit zu sehr an die Schöne aus dem Totenreich gewöhnt. Sie waren den Weg gemeinsam gegangen, hatten gegen zahlreiche Feinde gekämpft, und plötzlich sollte alles anders sein?

»Kara«, sagte er nur.

Die Schöne aus dem Totenreich achtete nicht auf seine Worte, sondern stellte eine entscheidende Frage: »Gesetzt den Fall, ich stelle mich auf deine Seite, Sarana, wie geht es dann weiter?«

»Nun, ich brauchte einen Beweis, daß du wirklich zu mir hältst.«

»Und wie sollte der aussehen?«

Essex ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Er drehte den Kopf, schaute mich an und danach Myxin. »Nun, der Beweis würde dir sicherlich nicht leichtfallen. Du müßtest Myxin und John Sinclair töten. Schlag ihnen die Schädel ab!«

Jetzt war es heraus.

Myxin zuckte zusammen, ich atmete scharf ein, nur Kara blieb gelassen.

Sie nickte.

»Du bist einverstanden?«

»Und was wird mit den anderen Zeugen, die uns hier zusehen?« wollte sie wissen.

An die hatte ich gar nicht mehr gedacht. Die Angestellten der Bank standen hinter Myxin und beobachteten das Geschehen. Ihren Gesichtern jedoch war anzusehen, daß sie nicht viel oder gar nichts von dem verstanden.

»Um die kümmere ich mich«, erwiderte der Atlanter und lachte böse. »Ich werde sie nur berühren, und es hat sie gegeben.«

»Ja, das ist eine Möglichkeit«, betonte Kara.

Ich sah, wie Myxin unter seiner leicht grünlich schimmernden Haut blaß wurde. Auch er begriff nicht, zu groß war seine Furcht, die Angst vor dem Unbekannten.

Kannte er Kara wirklich gut genug? Würde die Schöne aus dem Totenreich auf diesen schrecklichen Vorschlag eingehen?

»Überlege nicht zu lange!« forderte Gordon Essex sie auf. »Die Zeit drängt. Die Reiter warten schon.«

»Wo kann ich sie finden?«

»Wie ich schon erwähnt habe, befindet sich Don Alvarez wieder bei ihnen, und er hat auch einen Platz für sie ausgesucht. In einem Kloster in Schottland.«

Ich horchte entsetzt zu.

Plötzlich hatte ich einen schrecklichen Verdacht, und die nächsten Worte des Atlanter bestätigten ihn.

»Den Namen!« forderte Kara.

»Das ist aber das letzte, was ich dir sage.«

»Gut.«

»Im Kloster St. Patrick!«

Da hatte ich den Beweis. Der teuflische Abt wollte in das Kloster eindringen, wo Pater Ignatius arbeitete und meine geweihten Kugeln herstellte.

Dieses Kloster, hoch in den wilden Bergen Schottlands gelegen, war ein Hort des Friedens. Don Alvarez und die Horror-Reiter wollten es in eine Hölle verwandeln.

Ich mußte sie warnen, ich mußte...

»Bring mir den Beweis!« Die scharfe Stimme des Atlanter unterbrach meine Gedanken.

»Ja, ich bringe ihn. Wen soll ich zuerst töten?« fragte Kara mit flacher Stimme.

Jetzt fühlte sich der andere in seinem Element. »Ich überlege, wer dir am meisten bedeutet. Myxin, Sinclair?« Er schlich vor, schaute mich an, dann den Magier.

Plötzlich schnellte sein rechter Arm vor, und der ausgestreckte Finger wies auf eine Gestalt.

»Töte ihn«, sagte er.

Damit war Myxin gemeint!

Der kleine Magier sagte nichts. Er schaute Kara nur an. Sein Blick zerlegte förmlich das Gesicht der geheimnisvollen Frau, doch Kara blieb gelassen. Sie zeigte nicht, wie sie sich entschieden hatte. Nicht ein Muskel zuckte.

Ich war entsetzt, denn alles wies darauf hin, daß Kara es tun würde. Sie war zu sehr darauf versessen, den Trank zu bekommen. Hatten wir uns denn alle in ihr getäuscht? War sie gar nicht die, die sie vorgab?

Spielte sie ihr eigenes Spiel und hatte uns letzten Endes nur ausgenutzt und für ihre Zwecke eingespannt?

Auf jeden Fall machte sie keinerlei Anstalten, von ihrem schlimmen Vorhaben Abstand zu nehmen.

Das Schwert hielt sie bereits in der Hand. Sie brauchte nur noch zuzuschlagen.

Ich hatte mich innerlich damit abgefunden, gegen Kara zu kämpfen.

Diese Tat konnte ich nicht zulassen. Kara durfte Myxin nicht umbringen.

Natürlich merkte Essex etwas. Er kreischte auf. »Der Geisterjäger

will sich gegen uns stellen, aber ich kümmere mich um ihn. Er schafft es nicht, nein, diesmal wird er der Verlierer sein. Die Hölle wird triumphieren!«

Er löste sich von seinem Standort und wollte auf mich zugehen. Doch Karas scharfer Zuruf stoppte ihn.

»Nein, bleib hier. Du sollst sehen, wie ich sie töte!«

Er hielt tatsächlich inne.

Und Myxin?

Wie verloren stand der kleine Magier auf der Stelle. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen. Er hatte Kara voll vertraut. Gemeinsam hatten sie gegen die Mächte der Finsternis und vor allen Dingen gegen Asmodina gekämpft.

Und jetzt hatte sie sich auf die andere Seite gestellt.

Unglaublich und grauenhaft.

Kara hob den rechten Arm.

Essex lächelte diabolisch und sonnte sich in seinem finsternen Triumph.

Die Angestellten der Bank standen starr auf ihren Plätzen.

Sie schienen gar nicht richtig zu begreifen, welch ein Drama sich da anbahnte.

Ich umklammerte das Kreuz. Würde es mir helfen?

Da schlug Kara zu.

Meine Hand klatschte auf den Griff der Beretta...

Es ging alles so schnell, daß man es kaum beschreiben kann. Auf jeden Fall hatte ich nicht rasch genug reagiert.

Ich wäre zu spät gekommen, wenn Kara das getan hätte, was Essex gewollt hatte.

Aber sie legte ihn rein.

Und nicht nur ihn, sondern auch uns.

Kara vollführte eine gedankenschnelle Drehung. Die schmale

Schneide des Schwerts wischte durch die Luft, die Klinge warf blitzende Reflexe, und dann zitterte ein gellender Schrei durch den Gang. Ich dachte an Myxin, doch der stand auf seinem Platz.

Essex hatte ihn ausgestoßen.

Denn es war sein Kopf, der mit einem glatten Schlag vom Rumpf getrennt worden war.

Sekundenlang schwebte er noch in der Luft, als wollte er nicht nach unten fallen.

Dann kippte er doch.

Dumpf schlug er zu Boden.

Entsetztes Schweigen.

Das Bild war schaurig.

Ein Torso, der wankend dastand und aus dessen Halsöffnung kein Tropfen Blut schoß.

Ein Kopf, der am Boden lag, und Lippen, die sich bewegten und Worte ausstießen, genau in dem Moment, als der Torso kippte.

Es war eine makabre, grauenhafte Szene. Unvorstellbar, obwohl sie sich vor unseren Augen abspielte.

Der Kopf redete!

Jedes Wort drang abgehackt über die Lippen. »Ihr werdet euch wundern. Alle werdet - ihr euch - wundern. Das Grauen schlägt zu. AEBA ist unterwegs. Nichts - kann sie - mehr - aufhalten...«

Mehr sagte der Schädel nicht. Doch die Sätze hatten ausgereicht, um uns den Schrecken bereits spüren zu lassen, der sich langsam, aber sicher ankündigte.

Ich schluckte.

Schweiß hatte sich auf meiner Stirn gebildet. Die letzten Minuten waren ein Dauerstreß gewesen. Mit dem Handrücken wischte ich mir die Stirn frei. Als ich einen Blick auf den Schädel warf, da sah ich, daß er gar nicht mehr existierte.

Nur noch Staub...

Der Kopf war eben so vergangen wie der restliche Torso. Kara hatte ihr Versprechen nicht wahrgemacht. Irgendwie schämte ich mich, daß ich je daran gezweifelt hatte, aber ich spürte auch die große Erleichterung in meinem Innern.

Die große Bewährungsprobe jedoch, die lag noch vor uns. Don Alvarez und die vier Horror-Reiter würden sich daranmachen, ein Kloster zu stürmen. Und sie hatten sich das Kloster ausgesucht, das besonders ein Hort des Guten war, denn dort arbeitete Pater Ignatius, der meine Silberkugeln drehte und weihte.

Ich wußte nun, wo mich der Weg hinführen würde.

Myxin trat auf Kara zu. Diesmal umspielte ein Lächeln seine Lippen, als er beide Hände auf ihre schmalen Schultern legte.

»Hast du gezweifelt?« fragte Kara.

»Ja, für einen schrecklich langen Augenblick schon.«

»Das brauchtest du nicht. Du weißt doch, daß ich voll auf deiner Seite stehe. Ich wollte nur erfahren, was Sarana vorhatte.«

Myxin nickte. »Nun weiß ich es hundertprozentig«, erwiderte er leise. »In mir hatten sich bisher immer leise Zweifel geregt.«

Ich räusperte mich.

»Hier wird uns nichts mehr halten«, sagte ich. »Was geschehen ist, vergessen wir. Für die anderen Dinge Sorge ich schon.«

»Aber die Zeugen«, warf Myxin ein.

Um die kümmerte sich Kara. Sie wandte sich von Myxin ab und schritt auf die Bankangestellten zu.

Niemand von ihnen hatte sich in den letzten Minuten vom Fleck gerührt.

Sie standen noch zu sehr unter dem Eindruck der grauenvollen Ereignisse.

Vor ihnen blieb Kara stehen. Sie schaute die Menschen fest und zwingend an.

»Ihr werdet vergessen«, sprach sie mit leiser Stimme. »Ihr werdet

euch überhaupt nicht mehr erinnern. Das Gedächtnis an die letzten Minuten ist ausgelöscht, habt ihr mich verstanden?»

»Ja, wir erinnern uns an nichts«, erwiderten die Bankangestellten im Chor.

»Dann geht jetzt an eure Arbeitsplätze.«

Die Menschen machten kehrt und schritten die Treppe hoch.

Kara drehte sich um.

Ich nickte beeindruckt. »Das hast du ja erreicht«, sagte ich.

»Ausgezeichnet.«

»Wenn sie oben sind, werden sie sich an ihre Arbeitsplätze begeben, und alles ist wieder normal.«

Ich machte den Vorschlag, den Gang zu verlassen, denn mich hielt hier nichts mehr.

Kara und Myxin waren einverstanden.

Ich drückte die schwere Tür zu und schloß ab. Dann nahm ich den Schlüssel an mich.

»Es wird schwer sein, eine Erklärung abzugeben«, meinte der kleine Magier.

Da hatte er recht. Allerdings befand ich mich nicht zum erstenmal in solchen Situationen. Wenn diese unerklärlichen Dinge geschehen, dann gab mir mein Chef die volle Rückendeckung. Ein Anruf bei Sir James, er würde seine Beziehungen spielen lassen und alles in die Wege leiten, das uns schützte und uns in den Nachforschungen nicht behinderte. Ich fand ein Telefon der Portierloge gegenüber. Der Apparat hing über einer schalldichten Haube an der Wand.

Der Portier schaute mich an wie einen Fremden. Karas Therapie hatte gewirkt.

Meinen Chef hatte ich sofort an der Strippe. Und was er zu hören bekam, entlockte ihm nicht gerade einen Freudenschrei. Vorwürfe machte er mir nicht. Sir James wußte selbst, wie verzwickt die Fälle oft lagen. Mit normalen Maßstäben durfte man da wirklich nicht

rechnen.

»Wenn ich Sie recht verstanden habe, John, dann drängt bei Ihnen die Zeit.«

»Ja, Sir, ich kann mich hier unmöglich lange aufhalten und großartige Erklärungen abgeben. Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, sich mit den verantwortlichen Herren der Bank in Verbindung zu setzen, dann wäre mir sehr geholfen.«

»Das läßt sich machen.«

Wir besprachen noch einige Einzelheiten, und zwei Minuten später verließ ich die Bank.

Kara und Myxin warteten in meinem Bentley. Sie schauten mich gespannt an, als ich hinter dem Lenkrad Platz nahm und mich dann umdrehte. »Es ist alles klargegangen«, erklärte ich.

»Hast du grünes Licht?« fragte Myxin.

»Ja.«

»Und wie sieht das aus?«

»Wir fahren nach Schottland.«

»Wer alles?«

»Kara, du, Suko und ich. Vier Leute gegen Don Alvarez und die Horror-Reiter.«

Myxin griff nach der Türklinke.

»Du willst weg?« fragte ich erstaunt.

»Ja, Kara und ich haben beschlossen, unseren eigenen Weg zu gehen.«

Kara nickte bei den Worten.

»Dann also in Schottland«, sagte ich, als Myxin die Tür zuschlug. Ich schaute ihnen nach, wie sie über den Parkplatz schritten und bald darauf nicht mehr zu sehen waren.

Mein Ziel war nicht das Yard-Gebäude, sondern die Wohnung. Suko mußte Bescheid wissen, zudem hatte ich noch einige Vorbereitungen zu treffen.

Wenn ich wirklich auf die Horror-Reiter traf, dann wollte ich meine Waffen dabeihaben. Einmal hatte ich sie geschafft. Der zweite Kampf würde um keinen Deut leichter werden, das stand fest...

Die Einsamkeit des schottischen Hochlands umgab das Kloster wie eine große Schweigeglocke. Hier oben, zwischen den majestätischen Bergen, trotzten die dicken Mauern bereits seit Jahrhunderten den Unbilden der Natur.

Stürme, Regen, Schnee, Hitze, Hagel - alles hatte das Kloster überstanden. Als Hort des Guten war es gebaut worden, ein Hort des Guten blieb es.

Auch Kräfte der Finsternis, die ein paarmal versucht hatten, die Mauern zu stürmen, hatten vergeblich versucht, die Schatten der Hölle in das Kloster zu bringen.

Es blieb ein Hort des Lichts.

Weit unten im Tal lag die kleine Ortschaft Peelham. Die Menschen dort fühlten sich irgendwie mit dem Kloster St. Patrick verbunden, und an klaren Tagen, wenn der Himmel das lichte, seidige Blau zeigte, dann konnten die Einwohner vom Südrand des Dorfes aus die trutzigen Mauern erkennen. Nicht wenigen rann ein Schauer über den Rücken, doch irgendwie fühlten sich die Einheimischen unter dem Schutz des gewaltigen Komplexes geborgen.

Eine Straße führte zum Kloster. Sie wand sich in Serpentinaen durch die Berge. Die Kurven waren scharf, sehr schwer zu nehmen, und oft kam es vor, daß Steinlawinen die Straße verschütteten.

Die Mönche waren glücklich in ihrer Abgeschlossenheit. Sie brauchten keine Gesellschaft. Einmal in der Woche kam ein Mann aus dem Dorf und brachte die Lebensmittel, die im Klostergarten nicht wuchsen. Im Kloster lebte ein Mann, dem eine besondere Aufgabe zukam. Er stellte geweihte Silberkugeln her, die geweihte Kreide und auch das Weihwasser. Es war Pater Ignatius.

Einmal im Monat nahm der Bote das schwere Paket mit, um es bei der Post aufzugeben. Empfänger war ein gewisser John Sinclair.

Noch ahnten die Menschen nicht, daß das Grauen einen Anlauf genommen hatte und schon zu ihnen unterwegs war.

An einem etwas diesigen Morgen begann es. Es war der Tag, an dem Larry Oakes seine Fahrt zum Kloster antreten wollte und vor dem Laden des Lebensmittelhändlers zwei Helfer Oakes' Kombi beluden. Larry selbst stand mit einer Liste daneben und hakte alles ab, was auf die Ladefläche kam.

»Habt ihr auch den Brantwein nicht vergessen?« rief er den beiden Helfern zu.

»Nein, den haben wir zuerst aufgeladen.«

»Dann ist es gut.«

Larry Oakes stiefelte über den Gehsteig auf die Tür des Ladens zu. Der Besitzer schaute auf, als die kleine Glocke bimmelte. Es war ein regelrechter Kramladen, wie man ihn schon vor 50 Jahren hatte. Der Besitzer verschwand fast hinter all seinen Kisten, Kartons und Fässern.

Es roch nach Fisch, Süßspeisen und Gewürzen. Eine Mischung, wie man sie nur in solchen Läden findet.

Larry Oakes nickte und schob sich seine Mütze in den Nacken. »Alles klar, Ned. Hast du die Rechnung?«

»Moment, ich addiere nur die letzten Zahlen. Solange hast du ja noch Zeit.«

»Meinetwegen.« Oakes ließ sich auf einen Schemel fallen und schaute aus dem Fenster. Er war ein breitschultriger Mann mit dichten, braunen Haaren. Mit seinen kräftigen Händen konnte er ordentlich zupacken, was er schon ein paarmal bewiesen hatte. Denn er vertrat auch den Konstabler. Einen offiziellen Polizeiposten gab es in Peelham nicht mehr.

Er war nicht erforderlich.

Oakes klemmte sich seine Pfeife zwischen die Zähne und kaute auf dem Mundstück herum. Während er ein Zündholz anriß und es gegen den Pfeifenkopf hielt, schaute er nach draußen. Ihm war ein Fremder aufgefallen, der sich neben seinen Wagen gestellt hatte.

Larry Oakes kannte den Mann nicht, aber er trug eine dunkle Kutte wie auch die Mönche oben im Kloster.

»So, da ist die Rechnung«, sagte der Lebensmittelhändler. »Ich habe wieder nur die Einkaufspreise berechnet.«

Larry Oakes lachte.

»Du glaubst mir nicht?«

»Nein, denn so christlich ist kein Geschäftsmann. Und du erst recht nicht, Ned.«

»Das ist ja unerhört, was du da sagst«, beschwerte sich der Kaufmann.

»Nein, Ned, eine Tatsache. Wir beide kennen uns schließlich lange genug und brauchen uns nichts mehr vorzumachen.«

Ned grinste. »Du Lumpenhund.«

Larry zeigte nach draußen. »Kennst du den da eigentlich?«

Der Lebensmittelhändler machte den Hals lang. »Das ist einer vom Kloster.«

»Nein, die tragen ein anderes Gewand. Das hier ist viel dunkler, wie ich sehe.«

»Vielleicht Besuch.«

Larry nickte.

»Oder du sollst den mitnehmen. Sonst würde er sich ja nicht bei dir am Wagen aufhalten.«

Larry Oakes faltete die Rechnung zusammen und ließ sie in seiner Tasche verschwinden. »Das wird es wohl sein.«

»Und?«

»Wie und?«

»Nimmst du ihn mit?«

»Klar. Ist doch Ehrensache. Hättest du das nicht getan?«

»Vielleicht.«

»Was gefällt dir denn an dem Mann nicht?« fragte Larry Oakes.

Der Lebensmittelhändler hob unbehaglich die Schultern. »Das Gesicht ist es.«

Da lachte Larry Oakes auf. »Das kannst du gar nicht erkennen. Die Kapuze ist viel zu weit vorgezogen.«

»Und genau das stört mich. Als hätte dieser Mensch Angst, sein Gesicht zu zeigen. Wir sollen ja nur den komischen Bart sehen.«

»Du mit deinem Mißtrauen.« Larry paffte ein paar dicke Wolken, die der Holzdecke des Ladens entgegenquollen.

»Ich meinte auch nur.«

»Klar, ich auch.« Larry stand auf. Er reichte dem Händler die Hand. »Vor dem Dunkelwerden bin ich zurück. Mach's gut, Ned.«

»Du auch.«

Larry Oakes verließ den Laden. Wieder schellte die kleine Glocke. Vor der Tür blieb er stehen und schaute die Straße hinab. Immer wieder freute er sich über den Anblick, den dieser kleine Ort ihm bot. Die schmucken Häuser, die alle sehr alt und gepflegt waren. Dafür sorgten die Bewohner. Peelham war eine Perle in den Highlands. In den Gärten wuchsen hohe Bäume, und jenseits des Dorfes krallten sich gewaltige Tannen an den steilen Felsen der Berge fest, wo sie einen dichten grünen Schirm bildeten, bevor weit über ihnen wieder der nackte Fels zum Vorschein kam. Wenn die Abendsonne darauf schien, leuchtete er ebenso golden wie die wuchtigen Mauern des Klosters.

Eine herrliche, faszinierende, wildromantische Gegend mit klarer Luft, Seen wie aus Kristallglas, sprudelnden Bächen und tiefen Wäldern.

Larry Oakes ging zu seinem Wagen. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie sich der Mönch ebenfalls in Bewegung setzte.

Er will also doch mit, dachte Larry.

Am Wagen trafen sie zusammen.

»Ja?« fragte Larry.

Der Mönch hob den Blick. Zum erstenmal sah Larry Oakes die stechenden schwarzen Augen, deren Pupillen wie Steine wirkten. »Bitte entschuldigen Sie«, sagte der Mönch in einem harten Englisch, das Larry bewies, einen Ausländer vor sich zu haben. »Ich habe vernommen, Sie fahren hoch zum Kloster St. Patrick?«

»Das stimmt.«

»Würden Sie vielleicht die Güte haben und mich bis dorthin mitnehmen? Meine Brüder erwarten mich.«

»Natürlich, Bruder. Steigen Sie ein.«

»Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen vielmals.«

Larry Oakes wunderte sich nicht über die Demut und Höflichkeit der Mönche. Er kannte so etwas und hielt dem Mann auch noch die Tür auf, damit er einsteigen konnte.

»Sehr freundlich, wirklich.«

Larry enterte den Wagen an der Fahrerseite. Als er die Tür zuschlug, sagte er: »Es wird allerdings etwas dauern, bis wir oben sind. Der Weg ist steil und mein Wagen voll beladen.«

»Das macht nichts. Wenn Sie wüßten, wie lange ich schon unterwegs bin.«

Larry startete. »Woher kommen Sie denn?«

»Aus Spanien.«

»Was?«

»Meine Heimat ist das Kloster Monte Terrano. Von dort habe ich mich auf den Pilgerweg gemacht, um meine Freunde zu besuchen. Die Brüder im Kloster St. Patrick haben mich eingeladen.«

»Wie lange sind Sie denn schon unterwegs?« erkundigte sich Larry erstaunt.

»Wochen, mein Freund, Wochen.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Ingeheim bewunderte Larry die Leistung des Mannes, denn der Mönch war nicht mehr so jung. Es mußte für ihn eine gewaltige Strapaze gewesen sein. Andererseits wußte Larry um die Zähigkeit der Mönche. Sie lebten asketisch, aber sie besaßen eine besonders gute Gesundheit. Ihnen fehlten die Krankheiten der Zivilisation, und das war ein großer Vorteil.

Der Wagen rollte durch den Ort.

Jeder hier kannte Larry Oakes. Ihm wurde oft zugewunken, vor allen Dingen waren es die Kinder, die ihre Hände hoben.

Larry hupte dann jedesmal.

Alle wußten, daß er mit Lebensmitteln unterwegs zum Kloster St. Patrick war, aber keiner der Menschen ahnte, welch ein Teufel neben Larry Oakes saß, am wenigsten er selbst.

Er freute sich sogar noch über die Begleitung, denn der Mönch hatte sicherlich einiges zu erzählen. So war die Fahrt nicht so langweilig, denn für Larry, der die Strecke auswendig kannte, bot sie keinen Reiz mehr.

Bevor sie das Ende des Dorfes erreichten, ging Larry Oakes mit der Geschwindigkeit herunter. Er löste eine Hand vom Lenkrad und deutete nach vorn.

»Sehen Sie dort oben auf dem Bergsattel die Mauern?«

Don Alvarez hatte sich etwas nach vorn gebeugt. »Ja, ich erkenne es.«

»Das ist St. Patrick.«

»Aha. Sieht weit aus.«

»Das sieht nicht nur weit aus, das ist es auch.« Larry lachte. »Sie werden sich auf eine lange Geduldsprobe einstellen müssen, Pater.«

»Geduld ist meine Stärke.«

Larry nickte.

Der Mönch schaute aus dem Fenster und genoß die Landschaft. Er sah die dichten Wälder und darüber das Blau des Himmels. Ein

normaler Mensch hätte sich an dieser herrlichen Landschaft erfreut. Nicht so Don Alvarez. Er betrachtete alles mit einem anderen Blick, denn er wußte genau, daß dieses Land bald ihm und den vier Horror-Reiter gehören würde. Und das Kloster sollte der Stützpunkt sein, nachdem die Mönche vernichtet worden waren.

Bestimmt befand sich auch John Sinclair auf dem Weg zum Kloster. Der Plan stand längst fest. Don Alvarez wollte den Geisterjäger an einen Baum binden, und die Lanzen der vier Horror-Reiter sollten Sinclair durchbohren...

Ein zufriedenes Grinsen kerbte die Mundwinkel des teuflischen Mönchs, von dem der Fahrer jedoch nichts sah. Er wunderte sich nur, weshalb sein Begleiter so schweigsam war.

Und er fragte ihn.

»Ich genieße die Landschaft«, erklärte Don Alvarez. »Wo ich herkomme, da gibt es kaum Tannenwälder, nur karge Felsen und das ewige Eis der Gletscher.«

»In Spanien war ich noch nie.«

»Es ist ein schönes Land.«

Eine besonders unangenehme Steigung tauchte auf. Larry schaltete herunter. »Das glaube ich Ihnen sogar. Ich habe ein paarmal Ansichtskarten von Freunden bekommen, die an der Küste ihren Urlaub verbracht haben. Das sah immer toll aus.«

Don Alvarez schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht mit der Schönheit. Sie müssen ins Innere meines Heimatlandes fahren, wo die Menschen noch natürlich sind, die Gastfreundschaft echt ist und das Lächeln der Menschen nicht aufgesetzt wirkt wie in den touristischen Ballungszentren.«

Larry Oakes wunderte sich, wie der Mönch sprach. Gar nicht klerikal, sanft oder milde. Nein, völlig normal.

In der Tat konnte sich Don Alvarez gut verstellen. Wer ihn so reden hörte, konnte sich kaum vorstellen, daß dieser Mönch daran dachte,

seinen Begleiter umzubringen.

Die Messer steckten schon bereit. Er hatte sie in den weiten Ärmeln seiner Kutte verborgen. Durch eine schnelle Bewegung konnte er sie dann hervorschütteln.

Die ersten schweren Steigungen hatten sie hinter sich. Auf einer gewissen Höhe führte der Weg jetzt normal weiter. Ab hier war er nicht mehr asphaltiert. Beide Männer hatten jetzt einen einigermaßen freien Blick über eine mit dichtem Gras bewachsene Hochebene, wo zahlreiche Schafe weideten und sich auch durch den Motorenlärm nicht stören ließen.

Weit vor ihnen ragten wieder die Berge empor. Fast gerade stieß die Straße darauf zu. Sie durchschnitt die karge Hochebene.

Der Mönch hatte seine Kapuze ein wenig aus der Stirn geschoben. Er brauchte einen besseren Blick, denn er suchte nach einem bestimmten Ziel.

Die Horror-Reiter hatten ihr Kommen angesagt. Hier irgendwo in der Nähe des Klosters wollten sie sich treffen, um das weitere Vorgehen zu besprechen.

Noch war nichts zu sehen.

Nachdem weitere 30 Minuten vergangen waren, wechselte das Gesicht der Landschaft abermals. Die hohen Berge waren näher gerückt. Rechts und links des schmalen Weges stieg das Gelände jetzt wieder sanft an.

In unregelmäßigen Abständen standen Baumgruppen auf dem grünen moosigen Grasuntergrund.

Die Straße wurde kurviger, links erschien die Oberfläche eines kleinen Sees. Sie schimmerte blaugrau, und der über das Wasser fegende Wind kräuselte es zu kleinen Wellen.

»Schön, nicht?« fragte Larry Oakes.

Der Mönch nickte.

Er hatte für die Umgebung keinen Blick. Don Alvarez schaute nur

nach vorn, denn er suchte die vier Reiter. Sie mußten doch hier irgendwo stecken.

Eine Kurve.

Weit geschwungen, aber in der zweiten Hälfte enger werdend. Dahinter führte der Weg in die Höhe, denn die letzten Steigungen der hohen Berge lagen noch vor dem Wagen.

Larry Oakes fuhr die Kurven forsch an wie immer.

Der Wagen neigte sich ein wenig nach links, die Ladung machte sich doch bemerkbar. Bisher hatte sie immer gehalten und war nicht von der Hache gekippt.

Oakes hielt das schwarze Lenkrad fest. Er dachte an nichts Böses, ging dann etwas vom Gas, weil die Kurve doch enger wurde - und hatte plötzlich das Gefühl, in einem bösen Alptraum zu stecken.

Auf der Straße stand ein Reiter!

»Endlich!« kreischte der teuflische Mönch und klatschte begeistert in die Hände...

Der Wagen bockte, die Reifen rutschten über den schotterartigen Untergrund, und der Wagen stand.

Zwei Schritte vor dem Reiter.

Larry Oakes war unfähig, auch nur einen Laut von sich zu geben. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er durch die Frontscheibe und prägte sich das Bild des Unheimlichen genau ein.

Es war ein schrecklicher Anblick.

Der Reiter war kein Mensch, sondern ein Skelett. Pechschwarz dazu, ohne Rüstung, aber mit einer Lanze bewaffnet und auf einem Pferd sitzend, dessen Nüstern und Maul Feuer spien. Die Flammen fauchten gegen den Wagen und schien an der Frontscheibe hochzuklettern, bevor sie verschwand.

»Mein Gott«, flüsterte Larry Oakes.

Er wandte den Kopf, schaute auf den Mönch und schlug alle fünf

Finger seiner linken Hand in dessen Arm.

»So sagen Sie doch was! Das ist - das ist...«

Don Alvarez sagte nichts. Statt dessen warf er den Kopf herum, so daß die Kapuze nach hinten fiel. Der teuflische Mönch hatte während seines Zwangsaufenthaltes zahlreiche Haare verloren. Vorn hatte er keine mehr, sie wuchsen ihm allerdings in den Nacken. Don Alvarez verzog seine Lippen zu einem diabolischen Lächeln, die Augen waren schwarz wie kleine Kohlestücke, und mit einemmal wußte auch Larry Oakes Bescheid.

Das war kein normaler Mönch, das war der Teufel, ein Satan in der Verkleidung.

Blitzschnell schlug der Mann ein Kreuz.

Der Mönch zuckte zurück und lachte auf. Dann folgte eine Bewegung mit beiden Armen.

So rasch, daß Larry nicht folgen konnte. Aber er sah die beiden Messer, die plötzlich in den Händen des Unheimlichen lagen und deren lange Schneiden aus den Fäusten schauten.

Da wußte Larry Oakes, was ihm bevorstand. Er wunderte sich selbst darüber, wie sehr er seine Angst überwand, die rechte Hand zur Faust ballte und zuschlug.

Er traf mitten in das Gesichts des Mönchs.

Don Alvarez gurgelte auf und prallte gegen die Tür. Für einen Moment war er abgelenkt.

Diese winzige Zeitspanne nutzte Larry. Er packte den kleinen Hebel an der Innenverkleidung und drückte die Tür mit dem Ellbogen auf.

Seitlich warf er sich aus dem Wagen. Genau in dem Augenblick, als der teuflische Mönch zustieß.

Beide Arme fuhren nach unten.

Einmal hatte Larry Glück. Das erste Messer verfehlte ihn und jagte in das Polster.

Doch das zweite traf.

Der Mann spürte einen glühendheißen Schmerz im Oberschenkel. Die Klinge stach nicht voll in das Bein, sondern streifte es nur und fetzte dabei den Stoff der Hose auf. Zurück ließ es eine stark blutende Wunde.

Larry kippte aus dem Wagen. Er fiel auf den harten Boden, wälzte sich sofort herum und kam am Rand des Weges auf die Beine. Verzweifelt suchte er nach einer Fluchtchance. Er rechnete stark damit, daß der unheimliche Reiter auf ihn zugaloppieren würde, doch Larry hatte sich getäuscht.

Wie ein Standbild blieb der Horror-Reiter stehen.

Larry quälte sich auf die Füße. Dabei erhaschte er einen Blick in seinen Wagen und sah, daß sich auch der teuflische Mönch bewegte.

Er stieg an der anderen Seite aus.

Larry biß die Zähne zusammen. Als er weglaufen wollte, merkte er, daß sein rechtes Bein nicht mehr mitmachte. Er warf einen Blick nach unten und sah sein Hosenbein, das naß vor Blut war. Es klebte an der Haut.

Trotzdem riß er sich zusammen. Er wollte weg. Es gab genügend Stellen, wo er sich verstecken konnte, auch Schäferhütten, die sich dazu eigneten.

Doch dazu mußte er den anderen erst einmal entkommen.

Larry quälte sich den Hang hoch. Das rechte Bein zog er nach. Vom Becken bis zum Knie schien es in Flammen zu stehen, aber er konnte es sich nicht erlauben, eine Pause einzulegen. Larry mußte weiter.

Schräg laufend quälte er sich den Hang hoch, jeden Augenblick damit rechnend, den höllischen Atem seiner Verfolger im Nacken zu spüren.

Die ersten Yards ging alles glatt, niemand jagte ihn. Als er es riskierte und einen Blick zurückwarf, da sah er den unheimlichen Reiter noch immer vor seinem Wagen stehen. Auf der Brust schimmerte ein weißes großes A.

Der Mönch machte sich an die Verfolgung. Er keifte irre. Beide Messer hielt er fest, als er sich Stück für Stück den Hang hocharbeitete.

Larry Oakes beeilte sich. Wenn er diesem Mönch in die Finger fiel, war er verloren. Er hetzte weiter, spornte sich selbst an, nahm all seine Kräfte zusammen und hoffte nur, daß er die Kuppe des Hügels erreichte.

Denn dort konnte es ihm gelingen, sich zu verstecken. Jenseits des Hügels begann ein Waldgebiet, das hinunter in eine Mulde lief, die anschließend vor einer Felswand endete. Der Wald war dort sehr dicht, er eignete sich als Versteck.

»Ich komme!« kreischte der Mönch, als sich Larry noch einmal umblickte. »Dann bist du reif.« Und abermals schleuderte er dem Fahrer sein satanisches Gelächter entgegen.

Angst, Wut und Haß gaben dem Flüchtenden noch mehr Kräfte. Er sah vor sich einen der hellgrauen Steine. Eine verzweifelte Idee durchzuckte Larry, auch wenn sie Zeit kostete, er mußte es wagen. Mit der rechten Hand packte Larry den Stein, hob ihn auf und drehte seinen Körper.

Früher war er einer der besten Steinwerfer gewesen. Sie hatten als Kinder immer Wetten abgeschlossen, und er hatte meistens gewonnen.

Der Mönch kletterte auf allen vieren den Hang hoch. Seine Dolche hatte er nicht losgelassen. Die Klingen funkelten, wenn sie von einem Sonnenstahl getroffen wurden.

Larry Oakes warf den Stein.

Und er begleitete den Wurf mit einem gellenden Schrei. Man merkte ihm den Haß und die Wut an, die er empfand.

Larry traf.

Plötzlich schrie der teuflische Mönch. Er hatte nicht mehr ausweichen können, riß zwar nicht seinen Arm hoch, aber dachte

nicht mehr an die Messer.

Der Stein flog ihm gegen den Hals. Mit der Klinge eines Messers jedoch schnitt er bei dieser unüberlegten Bewegung quer über seine Stirn einen klaffenden Spalt, aus dem sofort das Blut strömte und ihm in die Augen rann, so daß er kaum etwas sah.

Larry Oakes aber brüllte vor Freude. Seine Augen funkelten, der Triumph machte ihn fast rasend, und er gab ihm auch neue Kräfte. Larry spürte sein Bein kaum noch.

Er kletterte weiter den schrägen Hang hoch. Er mußte es schaffen, und da der Reiter noch immer vor dem Wagen stand und sich nicht bewegte, glaubte Larry an ein Standbild.

Er sollte sich täuschen...

Vorerst jedoch kämpfte er sich in die Höhe. Die Schreie des teuflischen Mönchs klangen in seinen Ohren wie Musik. Dem hatte er es gezeigt. Er würde sich schon wehren. Wenn der Kerl kam, würde er den zweiten Stein ins Gesicht bekommen.

Vielleicht noch fünf Yards, dann hatte er es geschafft. Hinter der Kuppe begann der rettende Wald.

Harry wühlte sich weiter hoch. Die Finger der Rechten fanden an einem aus dem Boden wachsenden kargen Strauch Halt. Daran zog er sich weiter. Es klappte.

Jetzt noch zwei Yards...

Plötzlich entrang sich seiner Kehle ein gellender Schrei der maßlosen Enttäuschung.

Nein, er schaffte es doch nicht.

Denn im dichten Wald hatten sich die anderen drei Reiter verborgen gehalten und so lange gewartet, bis der Flüchtling die Hügelkuppe erreichte.

Dann ritten sie an!

Riesengroß kamen Larry Oakes die grausamen Gestalten vor. Er

war nur ein Winzling, ein Nichts, der letzten Endes doch in die aufgestellte Falle gelaufen war.

Wie hatte er auch nur annehmend können, den anderen zu entkommen.

Der Treffer mit dem Stein war nur ein Teilerfolg gewesen, die anderen hatten ihn reingelegt. Gegen drei Reiter hatte er keine Chance.

Feuerlohen fauchten aus den Nüstern der Tiere. Sie streiften ihn als Atem der Hölle.

Larry Oakes warf sich herum. Jetzt spürte er auch wieder die Schmerzen im Bein. Sie schienen seine Muskeln und Sehnen zerreißen zu wollen.

Eine zu hastige Bewegung, und er knickte ein. Dabei verlor er auf dem schrägen Hang das Gleichgewicht, fiel, prallte zu Boden und überschlug sich.

Für längere Zeit wußte er nicht, wo oben oder unten war. Mal sah er die Reiter, dann den Himmel, danach wieder die Reiter, und plötzlich prallte er gegen irgend etwas, das seinen Fall stoppte.

Er riß die Augen auf.

Unwahrscheinlich groß wurde sein Schrecken, als er sah, wer oder was ihn da aufgehalten hatte.

Der Mönch!

Er sah das Gesicht dieses Wahnsinnigen dicht vor dem seinen, roch den schlechten Atem und sah die funkelnden Augen, in denen er seinen eigenen Tod las.

Dieser Mann wollte morden, ohne Motiv, nur töten. Und er kreischte:

»Ich beweise euch, daß ich es auch kann! Ich werde es euch beweisen!«

Während der Worte rann immer mehr Blut aus der Stirnwunde und floß über das hagere Gesicht des Mönchs.

»Bitte!« flüsterte Larry. »Bitte...«

»Nein!« schrie der Mönch und stieß zu.

Larry Oakes sah noch das Blitzen der Klinge dicht vor seinem Gesicht, er sah auch das Blut, das sein eigenes war, und hörte als letztes das höhnische Gelächter seines Mörders, bevor ihn die Schatten des Todes umfingen.

Don Alvarez hatte sein erstes Opfer gefunden.

Er richtete sich auf.

Sein Blick traf die Reiter.

Es waren diesmal vier, die sich vor ihm aufgebaut hatten. Der letzte war von der anderen Seite gekommen.

»Seid ihr zufrieden?« rief Don Alvarez.

Die Reiter gaben keine Antwort. Als sie die Lanzen in die Luft stießen, rieb sich Don Alvarez die blutigen Finger. Alles lief genau nach Plan...

Erinnerungen überkamen mich, als ich in den kleinen Ort Peelham einfuhr.

Suko war natürlich mitgefahren. Und bis Schottland hatten wir die Reise in einer wahren Rekordzeit geschafft. Der Bentley hatte sein Bestes gegeben, die beiden Fahrer aber auch.

Selbstverständlich wurde mein Wagen gesehen, als wir den Ort durchquerten, vielleicht hatte man uns auch erkannt, aber anhalten war nicht drin.

Wir mußten hoch zum Kloster.

Wir ließen Peelham hinter uns.

Es begegnete uns niemand. Nicht einmal Touristen schienen die Strecke zum Kloster hinauf zu kennen, denn sonst wären uns sicherlich einige vollgepackte Familienwagen entgegengekommen.

Suko beobachtete ständig die Umgebung. Nicht weil sie so schön war, sondern weil er an unsere Gegner dachte. Die Horror-Reiter

lauerten irgendwo, falls sie es nicht vorgezogen hatten, das Kloster zu überfallen.

Wenn sie jedoch an der Strecke warteten, dann wollten wir wenigstens vorbereitet sein.

»Meinst du, daß sie das Kloster bereits eingenommen haben?« fragte Suko.

»Damit rechne ich stark.«

Suko krauste die Stirn. »Ist natürlich nicht schön so etwas, denn dann hätten sie Geiseln.«

»Leider.« Ich schaltete zurück, weil vor uns eine besondere eklige Kurve auftauchte. Sie war gegenläufig, ich mußte ganz schön kurbeln, um den Bentley sicher heranzubringen.

Die erste Hochebene hatten wir erreicht. Danach begannen wieder die Berge, und auf einem Sattel wuchsen die Mauern des Klosters in die Höhe. Von unserem Standort aus leider noch nicht zu sehen, aber wir würden das Kloster bald zu Gesicht bekommen, da war ich mir sicher.

Dann sahen wir einen kleinen See, dessen Oberfläche die Farbe von Schiefer zeigte.

»Hübsch«, sagte Suko.

Ich nickte, gab etwas mehr Gas, weil die Strecke geradeaus führte.

Und Zeit hatten wir wirklich nicht. Wir mußten uns beeilen. Es kam auf jede Minute an.

Die Reifen des Bentley wirbelten den Staub hoch, der wie ein Tuch über uns schwebte.

Bald würde die Dämmerung einsetzen, und wir wollten vor dem Dunkelwerden noch im Kloster eintreffen, falls man uns ließ, natürlich.

Die Gegend nahm wieder ein anderes Gesicht an. Die Ebene trat zurück, die Felsenberge mit den dunklen Nadelholzbaumwäldern waren näher gerückt. Über den Wipfeln schimmerte der Fels. »Was

ist das?« fragte Suko.

Wir waren in eine langgestreckte Kurve eingefahren. Nach seiner Frage senkte ich die Geschwindigkeit noch mehr.

Auf der Straße stand ein Hindernis!

»Ein Wagen!« sagte ich.

Wir fuhren dicht heran. Ich stoppte, dann stiegen wir aus. Dabei waren wir überaus vorsichtig, behielten rechts und links die Umgebung im Auge, achteten auf Bewegungen, auf irgend etwas Fremdes, doch der Lieferwagen war das einzig Fremde, was sich unseren Augen bot.

Wir waren für einen Kampf gegen die Horror-Reiter gut gerüstet. Diesmal hatte ich auch mein Schwert mitgenommen, das auf dem Rücksitz des Bentley lag.

Suko trug seinen Stab, der ein Erbstück des großen Buddha war. Mit ihm konnte er die Zeit für fünf Sekunden anhalten, wenn er ein bestimmtes Wort rief. Dann erstarrte alles um ihn herum zur Regungslosigkeit, nur er selbst konnte sich bewegen, durfte seine Feinde jedoch nicht töten, sonst hätte der Stab seine Wirkung verloren.

»Sieht so aus, als wären wir die einzigen Menschen hier«, kommentierte der Chinese nach einem gründlichen Rundblick.

Auch ich hatte nichts entdeckt.

Von zwei Seiten näherten wir uns dem Lieferwagen, der so gar nicht in diese Gegend passen wollte.

Beide Wagentüren waren geöffnet.

Auch das ließ mich stutzig werden. Welcher Fahrer verließ seinen Wagen, ohne daß er die Türen schloß? Der Normalfall war das nicht. Da mußte etwas passiert sein.

Das Fahrzeug war leer. Nur auf der Ladefläche sahen wir Kisten und Kartons. Den Aufdrucken konnten wir entnehmen, daß sich in den Verpackungen Lebensmittel befanden.

»Sieht nicht gut aus, wie?« meinte Suko.

Ich gab ihm recht. Als ich meinen Kopf in das Führerhaus steckte, sah ich das Blut auf dem Sitz.

Ich machte Suko darauf aufmerksam.

Er tippte die Spitze seines rechten Zeigefingers in die Lache.
»Noch ziemlich frisch«, sagte er. »Das Blut hat auf der Oberfläche keine Kruste gebildet.«

»Die Horror-Reiter?«

Suko hob die Schultern. »Möglich, alles weist eigentlich darauf hin, daß sie aktiv geworden sind.« Er schaute auf die Straße und auf das Hindernis. »Wir müssen den Wagen zur Seite fahren, John, sonst kommen wir nicht vorbei.«

Das machte ich. Der Zündschlüssel steckte, und ich fuhr das Auto dicht an den Rand.

Als ich wieder ausstieg, lief Suko auf der anderen Seite einen Hang hoch. Er war erst drei Schritte gegangen und drehte sich jetzt um.

»Was ist los?« rief ich.

»Ich verfolge die Spur aus Blut.«

Rasch war ich bei ihm. Wir konnten es genau sehen. Der Weg des Verletzten war gekennzeichnet. Deutlich hoben sich die Blutstropfen auf dem Gras ab.

Wir gingen weiter.

Schräg führte der Hang in die Höhe. Er war mit Steinen übersät, hellgraue Gebilde, vom Regen und vom Wind im Laufe der Zeit blank gewaschen. Suko ging zwei Schritte vor mir. Er war es auch, der den Toten entdeckte.

»John.«

Ich stand neben ihm und starrte auf die Leiche.

»O verdammt«, sagte ich nur. Den Mann kannte ich nicht.

Wahrscheinlich stammte er aus dem Dorf. Er lag auf dem Rücken.

Blicklose Augen starrten gegen den blauen Himmel.

Man hatte ihn erstochen. Mindestens drei Messerstiche mußten ihn getroffen haben, denn ich sah auch eine Wunde am rechten Bein, die allerdings bereits verkrustet war.

Die beiden anderen Stiche hatten ihn in die Brust getroffen. Eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken.

Suko räusperte sich. »Denkst du das gleiche wie ich, John?«

»Ja. Don Alvarez. Er hat nichts vergessen, gar nichts. Schon damals im Kloster hat er seine Messer so sehr geliebt. Jetzt hat er wieder den blutigen Beweis angetreten.«

»Sollen wir den Toten hier liegenlassen?«

»Was bleibt uns anderes übrig?«

Ich stieg den Hang als erster hinab. Suko folgte mir langsamer. Am Wagen erwartete ich ihn.

»Meiner Ansicht nach müssen sich die Kerle noch hier in der Nähe befinden«, murmelte der Chineser.

»Vielleicht beobachteten sie uns.«

»Möglich.«

»Laß uns trotzdem weiterfahren.« Ich öffnete die Tür des Bentley.
»Im Kloster werden wir dringender gebraucht.«

Der Chineser nahm auf dem Beifahrersitz Platz. »Wenn ich nur wüßte, warum sie sich gerade St. Patrick ausgesucht haben«, murmelte Suko. »Sie hätten doch jedes andere Kloster nehmen können.«

»Das wäre nicht so wirkungsvoll gewesen, mein Lieber. Überlege doch mal. Das Kloster ist ein Hort des Guten, ein Stützpunkt ihrer Gegner. Dort wird unsere Munition hergestellt. Wenn sie sich hinter den Mauern einnisten, ist viel gewonnen. Zudem war Don Alvarez mal ein normaler Mönch.«

»Der sich gut zu verstellen weiß«, vollendete Suko den Satz. »Sehr richtig.«

Ich fuhr wieder an. Denn uns saß die Zeit im Nacken. Ich nahm die

Kurven vorsichtig. Sie wurden immer enger. Die Bergwände traten jetzt bis dicht an die Straße heran. Nadelbäume hatten ihr Wurzelwerk in den Fels gekrallt. Links ging es steil in die Tiefe. Von einem Augenblick zum anderen hatte die Landschaft quasi gewechselt. Weit vorn sah ich die Spitzen der Berge und auch das Kloster. Es schien zum Greifen nah zu sein. Luftlinie ein paar Meilen, aber wir mußten auf der kurvigen Straße bleiben.

Rechts, links - ein dauerndes Wechselspiel. Die Straße erforderte meine volle Aufmerksamkeit. Und die Sonne sank.

Hier deckten uns die Felswände. Sie warfen die ersten langen Schatten, die uns und den Wagen in ein graues Dämmer hüllten.

Die Fahrt ging weiter. Die Gipfel der Berge wurden noch vom Sonnenlicht gebadet. An manchen Stellen glühten sie dunkelrot auf.

Immer höher führte uns der Weg.

»Vorsicht«, sagte Suko plötzlich.

Ich bremste.

Gerade noch rechtzeitig, denn ein paar Yards vor uns tickte ein kopfgroßer Stein zu Boden, der fast unseren Wagen getroffen hätte. Der Bentley stand.

Ich wollte aussteigen, um besser sehen zu können, dazu kam es jedoch nicht mehr.

Rechts von uns und weiter vorn, wo die Felsen eine hohe Barriere bildeten, sprengte ein feuerspeiendes Roß auf die Straße.

Der Horror-Reiter war da!

Nach dem Mord hatten die vier Reiter Don Alvarez mitgenommen. Er war auf ein Pferd gestiegen, und sie waren in wilder Karriere dem Kloster entgegengeprescht.

Er wurde jedoch nicht bis vor das Tor gebracht, sondern mußte die letzten Yards zu Fuß zurücklegen.

Zehn Minuten ging er, bevor er das Tor erreichte. Es war

verschlossen.

Erst jetzt sah Alvarez, wie groß die Mauern waren. Schier uneinnehmbar wuchsen sie vor ihm in die Höhe, gebaut für eine Ewigkeit, aus granitharten Steinen, an denen Wind und Wetter ihre Spuren hinterlassen hatten.

In den Zwischenräumen wuchs Moos. Wilder Wein rankte sich an dem Gemäuer in die Höhe, und die Steine waren von der Patina der Zeiten überdeckt worden.

In Augenhöhe entdeckte der teuflische Mönch einen großen eisernen Klopfer, der sehr schwer zu heben war. Don Alvarez mußte schon viel Kraft einsetzen, um ihn zu bewegen.

Dann wuchtete er ihn gegen das Holz. Die Schläge hallten im Innenhof des Klosters nach.

Sehr schnell wurde an der anderen Seite der Tür eine Klappe zurückgeschoben, und ein Gesicht erschien in dem viereckigen Ausschnitt. Don Alvarez sah die Überraschung in den Augen des anderen. Wahrscheinlich hatte der Mann wohl den Lastwagenfahrer erwartet und nicht einen einsamen Wanderer, der dazu noch verletzt war.

»Wo kommst du her, Bruder?« wurde Don Alvarez gefragt.

»Ich habe eine lange Wanderung hinter mir und möchte euch bitten, mir ein Nachtlager zu gewähren.«

»Natürlich, Bruder. Warte einen Augenblick.«

Die Luke wurde wieder geschlossen. Don Alvarez grinste. Das hatte ja ausgezeichnet geklappt. Er vernahm ein dumpfes Poltern, als ein schwerer Riegel zur Seite geschoben wurde, dann öffnete sich innerhalb des großen Tores eine kleine Pforte, die nicht breiter als eine Tür war.

Der Mönch, der Don Alvarez die ersten Fragen gestellt hatte, bat ihn, einzutreten.

»Ich danke dir, Bruder.«

Hinter Alvarez wurde die Tür wieder geschlossen.

Der Eindringling schaute sich um. Er befand sich im Innenhof des Klosters und war von der Größe überrascht. Es gab mehrere Gebäude.

Sie waren zu einem offenen Karree gebaut worden. Der sich in der Mitte befindliche Haupttrakt wies zahlreiche Fenster auf. Dort mußten sich die einzelnen Kammern der Mönche befinden. Don Alvarez sah auch die kleine Kapelle mit dem spitzen Turm, den Brunnen und die wohlgepflegten Gärten, in denen das Gemüse angebaut wurde, und er entdeckte die Werkstätten in den Seitentrakten.

Bei einem stand die Tür offen. Dort glühte das Feuer einer Schmiede. Da hatte Pater Ignatius seinen Arbeitsplatz. Dort arbeitete er und drehte die Silberkugeln.

»Du bist verletzt?« sprach der andere ihn an.

»Ja, auf dem Weg hierher stürzte ich und schlug mir an einem kantigen Stein die Stirn auf.«

»Wir werden deine Wunde gleich behandeln.«

»Es ist nicht so schlimm. Ich freue mich nur, daß ich endlich bei euch bin.«

»Dann hast du einen weiten Weg hinter dir?«

Alvarez nickte heftig. »Das kann man wohl sagen. Ich komme aus Spanien, Bruder.«

»Nein!« Der Mönch zeigte sich erstaunt.

»Doch, ich habe den Weg als Buße auf mich genommen und war sehr lange unterwegs.«

»Dann wirst du hungrig und durstig sein, Bruder. Wir werden dir bald etwas zu essen geben.«

»Das hat Zeit. Haben sich die anderen nicht zur Betstunde versammelt, Bruder?«

»Es stimmt, wir halten unsere Vesper. Ich werde nachher beten. Du

kannst mitkommen, wenn du dich nicht zu erschöpft fühlst, um dem Herrgott zu danken, daß er dir den Weg doch noch in seiner unendlichen Güte gewiesen hat.«

»Ja, das werde ich.«

Alvarez konnte sich ausgezeichnet verstellen. Der andere merkte nichts.

Ich werde nicht dem Herrgott danken, sondern dem Teufel, dachte er. Er wird bald das Kloster besetzt haben. Innerlich kicherte der fremde Mönch.

»Komm mit, Bruder«, sagte der andere.

Sie betraten ein kleines Haus, das links neben dem Eingang lag und dem Mönch als Wachhäuschen diente.

Ein Stuhl und ein Tisch standen dort. Es gab keinen Ofen, keine Heizung, auch im Winter mußte der Mönch hier in der Kälte hocken. Er bot Don Alvarez einen Stuhl an, auf den sich der andere niederließ. Er stöhnte dabei so gut, daß der Mann unter seine Kutte griff und eine kleine Flasche hervorholte, die mir einer dunklen Flüssigkeit halb gefüllt war.

»Was ist das?« fragte Alvarez.

Der Mönch lächelte wissend und schraubte den Verschluß auf. »Ein gutes Mittel«, erklärte er. »Ich habe den Trank selbst gebraut. Er hilft oft.«

»Dann nehme ich ihn dankend.« Don Alvarez trank einen Schluck.

Die Flüssigkeit rann feurig durch seine Kehle, fand ihren Weg zum Magen und breitete sich dort aus.

Eine wohlige Wärme durchströmte den Körper des Spaniers. Sein Blick nahm für einen kurzen Moment einen verklärten Ausdruck an, dann gab er die Flasche zurück.

»Ihr wißt wirklich einen guten Tropfen zu brauen, Bruder«, sagte er und nickte anerkennend.

»Ja, unsere Tradition.«

»Schmeckt ein wenig nach Whisky.«

»Nicht nur ein wenig, Bruder. Das meiste ist Whisky, aber ein besonders alter. Er lagert in speziellen Fässern tief in den Gewölben des Klosters.«

»Verkauft ihr ihn auch?«

»Manchmal, ansonsten verschenken wir ihn.« Der Mönch wollte noch etwas sagen, doch das dünne Läuten der Glocke unterbrach ihn. Er lauschte einen Moment und nickte Alvarez dann zu. »Die Vesper ist beendet«, sagte er.

Der Spanier stand auf. »Dann könnte ich jetzt mit dem Abt reden?«

»Wahrscheinlich, Bruder.«

»Meinst du, daß ich einige Tage bei euch bleiben kann?« erkundigte sich Don Alvarez.

Da lächelte der andere gütig. »Natürlich. Du kannst so lange bleiben, wie du willst. Eine Klausur steht für dich immer frei. Du wirst mit uns beten und arbeiten.«

»Danke.«

Die beiden so unterschiedlichen Mönche verließen das kleine Häuschen.

Die Tür der Kapelle stand inzwischen offen. Flackernder Kerzenschein fiel auf den Hof, den langsam die Schatten der Dämmerung ausfüllten. Hintereinander verließen die Mönche die Kapelle. Sie hielten die Köpfe gesenkt, die Kapuzenränder waren bis dicht an die Augenbrauen gerutscht, die Blicke berührten den Boden.

Die Mönche befanden sich noch in tiefer Andacht, deshalb senkte Don Alvarez seine Stimme zu einem Flüstern, als er fragte: »Wer von ihnen ist der Abt?«

»Er befindet sich noch in der Kapelle und verläßt sie immer als letzter. Gleich müßte er kommen.«

Der Mönch hatte nicht gelogen. In der Tat erschien der Abt. Er

schloß auch die Tür.

Ein Windstoß fuhr in den Innenhof und blies ihm die Kapuze vom Kopf.

Don Alvarez sah, daß der Klostervorsteher nur wenig Haare hatte. Sie umgaben einen blanken Kopf seitlich wie ein weißer Kranz.

»Laß uns gehen, Bruder«, sagte der Mönch.

Don Alvarez folgte dem Mann. Er merkte doch, daß er innerlich nervös war, denn jetzt kam es darauf an. Würde der Abt ebenfalls auf seinen Bluff hereinfallen? Viel Zeit blieb ihm nicht mehr. Die Horror-Reiter wollten bei Anbruch der Dunkelheit erscheinen und das Kloster in ihre Gewalt nehmen.

Der Abt blieb stehen, als er die beiden auf sich zukommen sah. Fragend schaute er sie an.

Don Alvarez wartete etwas abseits, bis der Mönch dem Abt einige Erklärungen gegeben hatte. Ein weiterer Mönch ging an ihnen vorbei.

Trotz der Kutte, die seinen Körper verbarg, war zu sehen, daß er eine ungewöhnlich kräftige Statur hatte.

Es war der Silberschmied, Bruder Ignatius.

Der Abt nickte ein paarmal, schaute Alvarez an, und ein wohlwollendes Lächeln umspielte seine Lippen.

Er hat nichts bemerkt, dachte der Spanier. Innerlich lachte er. Das lief alles sehr gut.

Dann wurde er von dem Klostervorsteher direkt angesprochen. »Ja, Bruder Alvarez, du kannst bei uns bleiben. Ich habe gehört, welche lange Reise du auf dich genommen hast.«

»Ich komme als Büsser.«

»Dann bleibe bei uns, so lange du willst. Sei in unserem Kreise herzlich willkommen.« Der Abt reichte Alvarez die Hand, die dieser ergriff und kräftig drückte.

»Ich danke dir«, erwiderte er und senkte den Blick. »Ist es möglich, daß ich dich unter vier Augen spreche?«

»Natürlich, mein Freund. Komm mit, wir gehen in mein Arbeitszimmer.«

Der andere Mönch blieb zurück. Er bewunderte den Betbruder aus Spanien, daß dieser so eine lange Reise unternommen hatte.

Der Abt führte Don Alvarez auf den Mitteltrakt zu. Dort schritten sie durch eine offenstehende zweiflügelige Tür und betraten eine kahle Halle, in der es kein einziges Möbelstück gab, sondern nur ein schlichtes Holzkreuz an der Wand.

In einer Ecke standen drei metallene Kerzenständer. Die brennenden Dochte der dicken Kerzen verbreiteten ein flackerndes Licht das längst nicht die gesamte Halle erleuchtete, sondern einige Ecken und Winkel im Schatten ließ.

Sie wandten sich nach links.

Mit gemessenen Schritten ging der Abt voran, während sich Don Alvarez eine halbe Körperlänge hinter ihm hielt, damit er auch die Umgebung beobachten konnte.

Wohl fühlte er sich hier nicht. Für Alvarez war es eine feindliche Umwelt.

Er spürte, daß hier ein anderer Geist herrschte als in dem Kloster Monte Terrano. In St. Patrick hatte der Teufel noch keinen Einlaß gefunden.

Das sollte sich ändern.

Zwei Mönchen kamen ihnen entgegen, als sie durch den langen Gang schritten, dessen Steinboden zwar dunkel, aber fast so blank wie ein Spiegel war. Die Mönche grüßten. Der Abt nickte zurück, und auch Don Alvarez erwiderte den Gruß.

Die Türen an der linken Gangseite waren allesamt braun gebeizt. Vor jeder Tür stand eine brennende Kerze.

Es war kühl in diesen Mauern. Alvarez fröstelte. Als der Abt stehenblieb, verhielt auch er seinen Schritt. Der Kloostervorsteher schloß die größte der Türen auf, öffnete und ließ seinem Gast den

Vortritt.

Don Alvarez betrat das Arbeitszimmer des Abts, das zugleich als Bibliothek diente. Ein gemeines Lächeln umspielte die Lippen des Spaniers, als er daran dachte, daß dieses Arbeitszimmer auch das Sterbezimmer des Abts werden sollte.

Der Abt schloß die Tür.

»Setz dich, Bruder«, wies er Don Alvarez an und deutete auf den hochlehnigen Stuhl.

»Danke.«

Der Spanier schaute sich um. Hohe Regale, die bis an die Decke reichten, ein alter Schreibtisch, auf dem aufgeschlagene Bücher lagen.

Das große Fenster führte zum Hof, wo die Dämmerung immer mehr dunkle Ecken und Schatten bildete. Dieses Zimmer schien der einzig gemütliche Raum innerhalb des Klosters zu sein.

Der Abt trat dicht an seinen Gast heran. Er beugte sich dabei vor und betrachtete die Wunde. »Bist du mit einem Messer verletzt worden? Ich habe auch Medizin studiert und kenne mich da aus.«

»Nein«, sagte Alvarez schnell. »Es war ein Stein. Sehr lang und scharfkantig.«

»Wir werden die Wunde verbinden. Anschließend bekommst du dein Essen, dann wird dir jemand eine Klausur zuweisen.«

»Ich danke«, sagte der teuflische Mönch.

Der Abt drehte sich um. Rechts neben der Tür stand ein alter Holzschrank mit zwei Türen. Die rechte davon schloß der Abt auf. In diesem Schrank verwahrte er unter anderem die Dinge, die für eine Erste Hilfe unerlässlich waren.

Er bückte sich, weil der Kasten mit dem Roten Kreuz darauf ziemlich weit unten lag.

Don Alvarez stand auf. Die Gelegenheit war plötzlich günstig. Der Abt drehte ihm den Rücken zu und ahnte von nichts.

Eine Bewegung mit beiden Armen, die beiden Messer rutschten aus den Ärmeln.

Der Lichtreflex einer brennenden Kerze traf die Klingen und ließ sie rötlich aufblitzen.

Lautlos schlich der teuflische Mönch auf den immer noch gebückt stehenden Abt zu.

Nichts warnte den Mann.

Noch zwei Schritte, dann nur noch einer.

Alvarez hob beide Hände.

In diesem Augenblick kam der Abt hoch, drehte sich um und sagte:
»Da habe ich den Kasten...«

Weiter kam er nicht. Sein Gesicht verzerrte sich für einen winzigen Moment zu namenlosem Schrecken, dann stieß Don Alvarez mit beiden Messern zu...

Obwohl wir damit gerechnet hatten, auf die Horror-Reiter zu treffen, war das Auftauchen des ersten doch ein Schock für uns. Und er sah so aus, wie ich ihn eigentlich nicht in Erinnerung hatte.

Auf dem Rappen hockte nur ein pechschwarzes Skelett. Ohne Rüstung, ohne Schutz, nur mit einer Lanze bewaffnet. So erinnerte er mich an den Schwarzen Tod in verkleinerter Form. In seinen Augenhöhlen schimmerte es hell. Sehr deutlich stachen sie vom Schwarz des Schädels ab.

Den Schaft der Lanze hielt er mit den Knochenfingern der rechten Hand umklammert, sein Maul stand halb offen, und das Tier, auf dem er saß, schnaufte. Dabei quoll Rauch aus den Nüstern. Ich wußte aber auch, daß er Feuer speien konnte.

Der Reiter war aus dem Wald rechts vor uns erschienen. Er mußte auch dort gelauert haben, und nun machte er keinerlei Anstalten, den Weg freizugeben.

Neben mir bewegte sich Suko. Er schob seinen Arm durch die

Lücke zwischen den beiden Vordersitzen, packte das von Destero erbeutete Schwert. Dabei stieß er einen Fluch aus.

»Was ist?« fragte ich.

»Hinter uns steht auch einer. Er hat ein großes B auf der Brust. Bael's Leibwächter.«

Und der Typ vor uns trug ein E auf den Skelettknochen gemalt. Er gehörte zu Euiynome.

»Was machen wir?« fragte Suko.

»Aussteigen.«

»Einfach so?« Mein Partner grinste.

»Was sonst?«

Sukos Arm fuhr wieder vor, und ich sah, daß er das Schwert festhielt.

»Willst du es?«

»Klar.«

Ich löste den Sicherheitsgurt, packte den Griff und stieg aus dem Wagen.

Es war kälter geworden. Das konnte an der Höhe liegen, aber auch an der Anwesenheit der gefährlichen Reiter.

Wir konnten nicht vor und nicht zurück. Sie hatten uns regelrecht eingekeilt.

Von den beiden anderen sahen wir nichts, aber uns war klar, daß sie irgendwo in der Nähe lauerten und uns beobachteten.

Die Tür ließ ich nur angelehnt, ging ein paar Schritte vor und blieb neben dem rechten Vorderreifen stehen.

Suko war zurückgegangen. Er stand in Höhe des Hinterreifens und behielt den anderen Reiter im Auge.

Wir maßen uns mit Blicken. Sehr groß kam mir die Gestalt vor. Sie hockte wie ein Denkmal auf dem schwarzen Gaul und sprach kein einziges Wort, während der von den Bergen fallende Wind durch die Knochen des Reiters fuhr.

»Was willst du?« fragte ich ihn.

»Du bist John Sinclair!« Er sprach wie ein Automat.

»Ja, ich hoffe, du hast mich erkannt und erinnerst dich auch noch an unsere zweite Begegnung. Damals ist es dir verdammt dreckig gegangen. Mein Kreuz trage ich wieder bei mir. Willst du es sehen?« Ich hob die linke Hand und zog das Kruzifix hervor, daß danach offen vor der Brust baumelte.

Es reagierte nicht.

Das hatte ich auch nicht erwartet, denn ich hätte es erst gegen die Gestalt schleudern müssen, um einen Erfolg zu erzielen. So tat sich nichts.

»Diesmal wird es dir nichts helfen, John Sinclair. Es hat nur seine Kraft entfaltet, weil sich auch der Bumerang in der Nähe befand. Über das Kreuz allein lachen wir.«

Da konnte er recht haben. Erst zusammen mit dem Bumerang war es dem Kreuz und mir gelungen, den Schwarzen Tod zu vernichten und die Horror-Reiter zurückzuschleudern.

Ich hatte nie wirklich daran geglaubt, daß ich sie endgültig vernichtet hatte, nun sah ich den lebenden Beweis vor mir.

Aber ich wollte es genau wissen. »Wo kommt ihr her?« stellte ich meine nächste Frage.

»Aus einer Welt, die du nicht kennst, Geisterjäger.«

»Kann ich mir denken. Und wer hat euch geholfen?«

»Die vier Erzdämonen!«

Klar, daß Astaroth, Bael, Eurynome und Amducias ihre dämonischen Finger im Spiel hatten. Sie würden es nie zulassen, daß ihre Leibwächter vernichtet wurden.

»Und was sagt Asmodina dazu?«

»Sie wird sich damit abfinden müssen.«

Diese Antwort auf meine nicht ohne Hintergedanken gestellte Frage bewies mir, daß andere, mächtige Dämonen es leid waren, von

Asmodina gegängelt zu werden. Sie griffen zu eigenen Mitteln, das Auftauchen der Horror-Reiter hatte es bewiesen.

»Wer ist noch bei euch?«

»Das weißt du selbst. Wir haben Don Alvarez befreit, denn er hat in der Zeit seines Zwangsaufenthaltes in der Irrenanstalt immer zu uns gehalten. Er hat uns nicht vergessen, und wir haben ihn nicht vergessen.«

»Und wo befindet er sich?« fragte ich, obwohl ich die Antwort schon ahnte.

»Im Kloster! Er bereitet alles für unsere Ankunft vor. Wenn wir eintreffen, ist dieser Stützpunkt des Guten sturmreif, und er wird zu einer Festung der Hölle.«

Große Worte, doch für mich bestand kein Grund, an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln.

Und ich durchschaute ihren Plan. Sie wollten Suko und mich hier auf halber Strecke so lange festhalten, bis Alvarez das Kloster übernommen hatte.

Ein teuflischer Plan, der aufgehen konnte, wenn wir nichts unternahmen.

»Nein!« erwiderte ich entschlossen. »Nie wird das Kloster zu einer Festung der Hölle. Dafür trage ich Sorge.« Nach diesen Worten lief ich mit schlagbarem Schwert auf die Knochengestalt zu. Meine Beretta konnte ich im Holster lassen, sie hätte mir doch nicht gegen diese Reiter geholfen. Silberkugeln prallten an diesen Knochen wirkungslos ab. Aber mit dem Schwert, ebenfalls eine Waffe des Bösen, hoffte ich die Skelette zerstören zu können.

Mulmig war mir schon, als ich dem Horror-Reiter entgegenschnitt. Doch ich wußte Suko in meinem Rücken. Er würde mich früh genug warnen, sollte der andere versuchen, einzugreifen.

Der Reiter blieb auf seinem schwarzen Gaul sitzen. Er machte keinerlei Anstalten, mir entgegenzusprengen, und das wunderte mich.

Sehr bald erfuhr ich den Grund.

Suko stieß den Warnschrei aus. »John, weg!«

Blitzschnell lag ich flach. Kaum war ich auf dem Boden aufgeprallt, da hörte ich schon das pfeifende Geräusch, mit dem die schwere Lanze auf mich zuflog. Doch nicht der Reiter vor oder hinter mir hatte sie geworfen, sondern ein dritter, der rechts von mir im Wald lauerte.

Das schwere Wurfgeschöß hämmerte dicht neben meinem Kopf in den Boden. So wuchtig, daß die Spitze fast bis zum Beginn des Schafts darin verschwand.

Ich sprang auf.

Gleichzeitig ritt der Reiter vor mir an. Der dritte preschte den Hang herunter, und auch Suko wurde von zwei dämonischen Kreaturen attackiert. Der letzte Reiter hatte ebenfalls im Wald gelauert, allerdings weiter hinten.

Der Chinese wollte seinen Stab aus der Tasche ziehen, doch er kam nicht mehr dazu. Alles ging viel zu rasch. Er konnte sich nur noch mit einem raschen Sprung zur Seite retten, sonst wäre er von den Hufen des Pferdes getroffen worden, die plötzlich vor seinem Gesicht auftauchten.

Suko prallte zu Boden, überschlug sich ein paarmal, schluckte Staub, wollte auf die Beine kommen und die Dämonenpeitsche ziehen, wurde aber von dem Reiter so hart gerammt, daß er wieder zu Boden stürzte und sich dort überschlug.

Der Chinese hatte soviel Schwung, daß er quer über die Straße rollte und dem Abgrund verdammt nahe kam. Knapp davor blieb er liegen, krümmte seinen Körper und schnellte hoch.

Dicht vor sich sah er den pechschwarzen Gaul. Er stand auf der Hinterhand, der Reiter hatte sich aufgesetzt und rammte die gefährliche Lanze nach unten, um den Chinesen zu töten.

Suko sprang zur Seite, stieß sich ab und hechtete gleichzeitig vor.

Er spürte noch den Luftzug, so dicht wischte die Waffe an seinem Schädel vorbei, dann hatten die Finger seiner ausgestreckten Arme den Horror-Reiter gepackt und krallten sich an den Knochen fest.

Suko riß das schwere Skelett vom Pferderücken. Es klapperte, als der Horror-Reiter zu Boden fiel.

Sofort griff Suko unter seine Jacke und holte die Dämonenpeitsche hervor. Er kam nicht mehr dazu, einen Kreis zu schlagen, um die Waffe einzusetzen zu können. Ein anderer griff in den Kampf ein, an den Suko gar nicht gedacht hatte.

Das Pferd befand sich in seinem Rücken und trat zu.

Suko wurde nach vorn geschleudert, direkt auf den Reiter zu.

Dadurch hatte er Glück, so daß ihn der zweite Huf nur am Kopf streifte.

Bei einem Volltreffer wäre Suko tot gewesen, so überstand er vorerst den Treffer, sah die Sterne vor seinen Augen aufplatzen und merkte, wie seine Beine nachgaben.

Alles verschwamm. Er stolperte noch ein paar Schritte weiter, bevor er nach vorn kippte und bewußtlos wurde. Den Aufprall spürte er schon nicht mehr.

Schaurig lachte der Horror-Reiter auf.

Dieses Lachen hörte auch ich und wußte, daß irgend etwas Schlimmes geschehen war. Ich schlug mich noch immer mit meinen zwei Reitern herum, die ungeheuer schnell und wendig waren, denn ich hatte es noch nicht geschafft, einen Treffer zu landen.

Immer wieder wichen die beiden aus.

Sie hockten auf ihren Gäulen, die sie meisterhaft beherrschten und die ihnen auch gehorchten. Die rabenschwarzen Tiere reagierten auf jeden Schenkeldruck, und sie wichen immer geschickt aus, wenn ich zuschlagen wollte.

Ich wechselte das Schwert in die linke Hand und dachte an die Lanze, die auf dem Boden lag. Mit der Rechten hob ich sie auf.

Etwas fauchte heran. Eine Feuerlohe.

Gedankenschnell warf ich mich zu Boden, so daß die Lohe über meinen Kopf hinwegblies und ich nur ihren heißen Atem spürte, der mir fast die Haut im Nacken verbrannte.

Voller Wut schleuderte ich die Lanze.

Wahrscheinlich war ich zu wütend gewesen, ich hätte besser zielen sollen, denn das auf dem Gaul hockende Skelett duckte rechtzeitig genug weg, und die Lanze fehlte.

Mist.

Mit dem Schwert führte ich den nächsten Streich. Ziemlich unkontrolliert, aber ich hatte Glück.

Die Spitze streifte das Knochenbein des zweiten Reiters.

Ein wilder, rauer Schrei. Im nächsten Augenblick fiel ein Fuß mit einem Stück Knochen daran zu Boden. Der Reiter mußte Schmerzen spüren, und ich lächelte grimmig. Ich konnte mich allerdings nicht weiter um ihn kümmern, denn durch Sukos Schrei wußte ich, daß er Hilfe brauchte. Ich wandte mich blitzschnell um, prallte dabei gegen die Stoßstange des Bentley, sprang auf die Kühlerhaube, von dort aus auf das Dach des Wagens, und lief mit schnellen Schritten darüber hinweg. Vom Dach aus hechtete ich auf einen Reiter zu, der von seinem Gaul gestiegen war und Suko in den Abgrund schleudern wollte.

Ich kam keine Sekunde zu spät. Das Skelett hatte meinen Partner schon mit beiden Händen gepackt, als ich, von der eigenen Wucht getrieben, gegen ihn prallte.

Der Knöchernerne kippte nicht nur um, sondern verschwand über der Kante und fiel in den Abgrund. Damit war er nicht erledigt, aber ich hatte einen Gegner weniger.

Sofort wirbelte ich herum.

Mit dem Schwert wehrte ich einen Stich ab. Leider traf ich die Lanze nicht so, so daß ich sie in zwei Teile gehauen hätte, die Klinge

streifte sie nur. Es reichte allerdings aus, um sie aus der Richtung zu bringen.

Ich stach nach dem Kopf des Pferdes.

Und hatte Glück.

Die Spitze bohrte sich in das linke Auge des höllischen Tiers. Ein schrilles Geräusch erklang, das nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Wiehern normaler Pferde hatte. Auf der Hinterhand stieg der schwarze Gaul hoch, und ich sah eine dicke, grünliche Flüssigkeit aus dem Auge fließen, die in großen Tropfen zu Boden klatschte.

Einen weiteren Gegner sah ich nicht in unmittelbarer Nähe. Die drei Horror-Reiter zogen sich zurück.

Und wie sie das machten.

Sie gaben ihren Gäulen die Sporen und jagten den Abgrund hinunter.

Das reiterlose vierte Pferd folgte ihnen.

Ich aber trat dicht an die Kante und schaute nach unten.

Das Skelett war nirgendwo zu sehen. Es mußte zwischen den unten wachsenden Krüppelkiefern liegen, die inmitten eines grauen Felsenfeldes wuchsen.

Die drei Horror-Reiter fanden ihren Artgenossen sehr schnell. Sie hoben ihn hoch - von meinem Standpunkt aus konnte ich nicht erkennen, ob das Skelett noch intakt war - und ritten mit ihm davon. Ich atmete aus.

Dann merkte ich, wie sehr ich zitterte. Verdammt, der Kampf hatte Nerven gekostet. Zudem war ich in Schweiß gebadet. Und das war erst das Vorspiel gewesen, dessen war ich mir sicher.

Ich bückte mich und schaute Suko an. Er lag auf dem Rücken. Als ich in sein Gesicht sah, bekam ich einen Schreck.

Es war leichenblaß. Auf seiner Stirn lagen noch kalte Tropfen Schweiß.

Danach schaute ich mir seinen Hinterkopf an. Da sah ich das Blut.

An der rechten Seite, dicht hinter dem Ohr, hatte ihn der Huf getroffen. Es mußte ein ungewöhnlich harter Tritt gewesen sein, denn Suko konnte einiges einstecken.

Aus Erfahrung wußte ich, daß Suko, wenn er einmal bewußtlos war, so schnell nicht wieder aufwachen würde. Mir blieb deshalb nichts anderes übrig, als ihn zu packen und in den Wagen zu hieven, denn liegenlassen wollte ich ihn nicht.

Wieder einmal merkte ich, wie schwer mein Freund war. Ich hatte große Mühe, seinen Oberkörper überhaupt hochzuwuchten. Schließlich faßte ich ihn unter die Achseln und schaffte ihn so zum Wagen, wobei seine Hacken über den Boden schleiften und dort zwei Linien hinterließen.

Fragen Sie mich nicht, wie ich Suko in den Fond bekam. Ich schaffte es mit Kraft und Geduld.

Danach mußte ich mich erst einmal ausruhen. Ich hockte auf dem Fahrersitz, hatte die Tür offen und atmete schwer. Man konnte es als deprimierende Phase bezeichnen. Trotz des Teilerfolgs, den ich errungen hatte, fühlte ich mich nicht wohl.

Suko war bewußtlos. Dem teuflischen Mönch Alvarez war es sicherlich gelungen, in das Kloster einzudringen. Von Myxin und Kara fehlte jedes Lebenszeichen, und ich kam mir verdammt allein vor.

So allein würde ich auch gegen die vier verdammten Reiter antreten müssen.

Das konnte gar nicht gutgehen. Einer allein gegen die vier grausamen Gestalten? Nie.

Es wurde langsam dunkel. Für mich war das Einfallen der Dämmerung ein Startsignal.

Ich fuhr wieder an. Diesmal einem verdammt ungewissen Schicksal entgegen...

Der Abt brach zusammen.

Fassungslosigkeit, Unglaube und Entsetzen waren in seinem Gesicht zu lesen, das immer bleicher wurde. Er streckte seine Arme aus und wollte sich an den Schultern seines Mörders abstützen, doch Alvarez trat zurück und sah zu, wie der Abt zu Boden fiel und dort liegenblieb...

Er lag vor dem Schrank auf der Seite und stöhnte leise. Noch steckte Leben in seinem Körper, doch mit jedem Tropfen Blut, der aus den Wunden sickerte, wurde es weniger.

Der teuflische Mönch bückte sich und zog beide Messer aus dem Körper. Die Klingen säuberte an der Kleidung des Abts und ließ sie wieder verschwinden.

Er vernahm das Stöhnen des Sterbenden und bückte sich. Anklagend schaute ihn der Abt an.

»Warum?« flüsterte er. »Warum haben Sie mich...«

»Es mußte sein...«

»Bruder?«

Da kicherte Alvarez hohl. Der Schein des flackernden Kerzenlichts traf ihn und malte zuckende Schatten auf sein Gesicht. »Von wegen Bruder. Ich bin vom Satan gekommen und werde dieses Kloster zu einem Stützpunkt der Hölle machen. Du warst der erste, andere werden folgen. Hier regiere ich.«

»Nein!« keuchte der Abt. »Nein, nie wird dir das gelingen. Sei verflucht, Teufelsdiener.«

»Das bin ich sowieso.« Wieder lachte er.

»Ich verfluche dich!« Noch einmal hatte sich der Abt zusammengerissen.

Seine Stimme klang so schrill, daß sogar Alvarez erschrak, denn diese Kraft hätte er dem Sterbenden nicht mehr zugetraut.

Es waren die letzten Worte des Klostervorstehers.

Ein tiefer, röchelnder Atemzug, dann war alles vorbei.

Der Abt war tot.

»Endlich«, keuchte Alvarez, »endlich!« Er stand wieder auf und schaute sich um.

Nein, in dieser Bibliothek befand sich nichts, für das er sich interessierte.

Es war nur gut, daß er den Abt getötet hatte. Jetzt waren die Mönche führungslos.

Da klopfte es.

Sofort erstarrte der teuflische Mönch. Er hatte nicht damit gerechnet, daß jemand den Abt besuchen würde.

»Wer ist da?« fragte Alvarez und versuchte, die Stimme des Klostervorstehers nachzuahmen.

»Ich, Bruder Ignaz.«

Der Mönch grinste. Das war doch der Knabe, der ihm geöffnet hatte. Die Stimme bewies es.

»Einen Moment, Bruder, ich gebe dir Bescheid.« Nach diesen Worten erwachte der Mörder zu einer nahezu fieberhaften Hektik und Aktivität.

Er zog die Leiche des Abts ein Stück zur Seite und legte sie neben dem Schrank in den toten Winkel. Die Türen ließ er offen, damit der Tote nicht sofort gesehen werden konnte.

»Du kannst kommen, Bruder Ignaz.«

Alvarez hatte es tatsächlich geschafft, die Stimme des Toten so gut zu imitieren, daß selbst Bruder Ignaz darauf hereinfiel. Ahnungslos öffnete er die Tür.

Der teuflische Mönch hielt sich im Hintergrund, um nicht sofort gesehen zu werden.

Ahnungslos betrat Bruder Ignaz die Bibliothek. Es kam Alvarez' Plänen sogar sehr entgegen, daß er die Tür hinter sich schloß. Besser konnte es überhaupt nicht laufen.

Bruder Ignaz blieb stehen. »Wo bist du, Ehrwürdiger Vater?« fragte

er leise.

Er erhielt keine Antwort.

Der Mönch wandte sich um.

Da sah er Alvarez.

Im ersten Augenblick glaubte er tatsächlich, den Abt vor sich zu haben, denn Alvarez hatte seine Kapuze hochgezogen und beide Hände in die weiten Ärmel gesteckt.

Daß seine Finger dort die Griffe der Messer umklammerten, konnte Ignaz nicht wissen.

»Ehrwürdiger Vater, ich...«

Leise lachte Alvarez auf. »Ich bin nicht der Abt.«

Noch immer wurde Ignaz nicht mißtrauisch, sondern fragte: »Wo befindet er sich?«

»Beim Teufel! Er ist tot!«

Da erstarrte der Mönch in jähem Schrecken. Sein Gesicht wurde aschfahl. »Wo - wo ist er?«

»Ich habe ihn getötet«, sagt Alvarez und kam langsam näher. »So wie ich auch dich töten werde.« Dabei zog er die Messer aus seinen Kuttenärmeln.

Plötzlich wußte Ignaz Bescheid. Blitzschnell wandte er sich um und floh zur Tür.

Vielleicht hätte er zum Fenster laufen sollen, so machte er es Alvarez nur leicht.

Der Spanier hob den rechten Arm und schleuderte das Messer.

Er konnte ausgezeichnet mit diesen Waffen umgehen. Die Klinge fand in dem breiten Rücken des Mönchs ihr Ziel und verschwand in der wallenden Kutte, so daß nur noch der Schaft hervorschaute.

Bruder Ignaz erreichte die schwere Klinke nicht mehr. Seine Hand rutschte an der Türfüllung ab, er selbst fiel zu Boden und blieb auf dem Gesicht liegen.

Er war tot.

Alvarez rieb sich die Hände, zog das Messer aus der Leiche hervor, säuberte es und steckte es ein. Dann schleifte er den Toten dorthin, wo auch der Abt lag.

Nichts konnte ihn jetzt noch aufhalten. Trotzdem blieb er vorsichtig, als er die Tür öffnete und hinausschaute.

Leer lag der Gang zu beiden Seiten vor ihm.

Don Alvarez huschte aus dem Arbeitszimmer, in dem er zwei Leichen hinterlassen hatte.

Sicherlich würde man die Toten bald entdecken, aber das machte nichts.

Bis dahin mußte Don Alvarez das Kloster unter seine Knute gebracht haben.

Und er würde es schaffen!

Er dachte gar nicht daran, sich zu verstecken, sondern schritt dorthin, wo er hergekommen war. Dabei versuchte er, möglichst leise über den Gang zu gehen. Er wollte großes Aufsehen vermeiden.

Vor der Tür blieb er stehen. Es war nicht völlig still. Aus den Klausen vernahm er die Stimmen der Mönche. Einige beteten laut den Rosenkranz, und Alvarez verzog das Gesicht. Diese Worte paßten ihm nicht mehr, seit er sich dem Teufel geschworen hatte.

Er zischte einen gemeinen Fluch durch die Zähne, öffnete die Tür und ging nach draußen.

Mit der Dämmerung war die Kühle gekommen. Von den Bergen her wehte ein kälterer Wind, der auch die Kutte des Mörders erfaßte und sie eng gegen seinen Körper preßte. Er hielt die Kapuze nicht mehr fest, ihm war es egal, daß sie in seinen Nacken geweht wurde.

In der Schmiede brannte Licht, ein Zeichen, daß dort noch gearbeitet wurde. Um die Lippen des teuflischen Mönchs stahl sich ein böses Lächeln, als er daran dachte, wer dort am Feuer saß und noch so spät seiner Beschäftigung nachging.

Es hatte sich im Kreise der Dämonen und Höllengestalten

herumgesprochen, daß Bruder Ignatius die Silberkugel herstellte und sie weihte, die für den Geisterjäger so wichtig waren. Denn durch die Kugeln hatten zahlreiche Dämonen der unteren Stufe bereits ihr Leben verloren, und ihre Seelen siechten dahin im Reich des gräßlichen Spuk, wo sie niemals Erlösung fanden.

Wenn Alvarez diesen Mann tötete, dann hatte er in den Augen der Schwarzblüter ein großes Werk vollbracht.

Alvarez entschloß sich, seinen vierten Mord an diesem Tag zu begehen.

Niemand beobachtete ihn, als er an dem neuerbauten Brunnen vorbeiging und die kleine Schmiede ansteuerte. Er verschmolz in seiner dunklen Kutte mit den Schatten der Dunkelheit, die immer stärker wurden und den Innenhof fast vollständig ausfüllten.

Die Werkstatt des Schmieds befand sich in einem kleinen Anbau. Durch ein offenes Fenster fiel das rötliche Licht und malte einen langen Streifen auf den Boden.

Die Tür bestand aus Holz und war nicht bearbeitet worden. Man sah ihr jedoch an, daß die Bohlen sehr dick waren.

Alvarez klopfte. Er wollte es völlig harmlos machen, Ignatius sollte keinerlei Verdacht schöpfen.

»Ja?«

Vorsichtig drückte der teuflische Mönch die Tür auf und betrat auf leisen Sohlen die Werkstatt.

In einem Steinbecken glühten noch die Kohlen. Ein paar winzige Flämmchen tanzten über das Gestein, fanden aber keine Nahrung mehr.

Der Mönch hockte auf einem Schemel. Vor ihm stand eine Schale mit flüssigem Silber.

»Tritt näher«, sagte Bruder Ignatius freundlich, als er sah, daß der Ankömmling unschlüssig an der Tür stehenblieb.

»Gott zum Gruße«, sagte Alvarez, wobei es ihm schwerfiel, die

Worte über die Lippen zu bringen. »Wer bist du, Bruder?«

»Ich heiße Ignatius.«

»Einen Namensvetter von dir habe ich bereits kennengelernt. Er hat mich empfangen.«

»Dann bist du der Bruder, der die sehr weite Pilgerreise auf sich genommen hat?«

»Ja, der bin ich.«

»Es ist eine große Leistung, die du da vollbracht hast, Bruder«, sagte Ignatius. Er nickte anerkennend. »Und nun willst du dich ein wenig umsehen?«

»So ist es. Ich mchte mich irgendwie nützlich machen. Ich muß auch arbeiten, wenn ich hierbleibe.«

»Eine sehr lbliche Einstellung, Bruder. Verstehst du etwas vom Schmiedehandwerk?«

»Nein, aber ich würde es gern lernen.«

»Dann bist du bei mir richtig.«

»Wie ich sehe, arbeitest du mit Silber und nicht mit Eisen«, sagte Don Alvarez. »Hat das einen besonderen Grund?«

»Ja, das hat es.«

»Darf man ihn erfahren?«

»Nein, ich mchte nicht darüber sprechen. Der Abt hat es mir nicht offiziell erlaubt. Wenn er jedoch seine Einwilligung gibt, dann darf ich reden.«

»Sie sind für einen Mann bestimmt, nicht wahr?«

Der Schmied krauste die Stirn.

»Das stimmt.«

»Und der Mann heißt John Sinclair.«

Bruder Ignatius war erstaunt. »Richtig, du bist sehr gut informiert. Woher kommt das?«

»Man hat seine Beziehungen«, bemerkte Don Alvarez und ging langsam auf Bruder Ignatius zu, der sich plötzlich sehr irritiert zeigte.

Er stand neben dem Feuer, dessen Glut ihn mit ihrem letzten Schein überwarf.

Der Mönch wurde aber auch mißtrauisch. Die letzte Bemerkung des Mannes paßte so gar nicht zu einem Geistlichen.

Und plötzlich lagen die beiden Messer in den Händen des teuflischen Mönchs. Auch die blanken Klingen wurden angestrahlt und sahen aus wie in Blut getaucht.

»Damit hast du wohl nicht gerechnet, wie?« höhnte Alvarez. »Zwei Tote habe ich hier schon hinterlassen, und einer liegt auf der Straße, die zum Kloster führt. Du wirst der nächste sein, bevor der Geisterjäger an die Reihe kommt.«

Diese in wildem Triumph ausgestoßenen Worte hatten dem Pater Zeit gegeben, sich auf die neue Lage einzustellen. Er war ein Mann des Friedens, aber die Gewalt, die ihm jetzt drohte, die konnte nur mit Gewalt bekämpft werden.

Er sprang zurück und griff nach einem riesigen Vorschlaghammer, der an der Wand lehnte.

Mit einer Hand schwang er ihn hoch, ein Zeichen dafür, welch eine Kraft in seinem Körper steckte.

»Was willst du, Satan?« fauchte er Alvarez an. »Du wirst mich nicht töten, sondern ich werde dich zur Hölle schicken, damit du das Heulen und Zähneknirschen am eigenen Leibe erleben kannst.«

Da schleuderte Alvarez ein Messer.

Die Bewegung war im Ansatz kaum zu erkennen, aber Ignatius hatte sagenhaftes Glück. Als das Messer auf ihn zuflog, riß der den Vorschlaghammer zur Seite, und die Klinge hieb genau gegen das schwere Stück Eisen, wo sie mit einem klingenden Geräusch abprallte und zu Boden fiel.

Don Alvarez war sekundenlang irritiert. Damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet.

Bruder Ignatius warf sich vor. In maßlosem Zorn schlug er mit dem

Vorschlaghammer zu, holte jedoch zu weit aus, so daß der teuflische Mönch Gelegenheit fand, zur Seite zu weichen.

Der Hammer verfehlte ihn.

Bruder Ignatius fiel nach vorn, doch zum Glück an der rechten Seite des Mannes vorbei, denn in dieser Hand hielt Alvarez kein Messer mehr. Die bullige Gestalt des Paters berührte ihn und drückte ihn zur Seite, wobei Alvarez über den Schemel strauchelte und ihn umriß.

Doch er gab nicht auf. Mit einem gewaltigen Sprung war er bei seinem zweiten Messer, erwischte es, sein Arm fuhr hoch und blieb mitten in der Bewegung stehen.

Er hatte etwas gehört.

Heulen und Pfeifen in der Luft.

Die Horror-Reiter waren da.

Endlich!

Wild lachte er auf, vergaß seinen Feind und rannte an ihm vorbei nach draußen.

Ein schaurig schönes Bild bot sich seinen Augen.

AEBA kam aus der Luft. Von allen vier Himmelsrichtungen ritten die Horror-Reiter herbei. Sie hockten auf ihren nachtschwarzen Gäulen und stießen auf das Kloster nieder.

Feuer und Rauch quollen aus den Nüstern der Tiere. Sie umhüllten die Reiter mit ihrem blutigen Schein.

Don Alvarez rannte zum Brunnen, wo er auf die Knie fiel und beide Hände gegen den Himmel streckte.

»Satan!« brüllte er. »Satan, ich liebe dich. Du bist gekommen, hast deine Diener geschickt. Nimm dieses verfluchte Kloster und mache es zu einem Hort der Hölle...«

Seine Stimme hallte als schauriges Echo über den Innenhof, auf dem die Reiter soeben landeten.

Einer hielt plötzlich ein glühendes Lasso in der Hand, ritt an, holte aus, und wie ein Komet pffte das magische Lasso durch die Luft,

bevor es sich um das Kreuz auf dem Dach der kleinen Kapelle wickelte.

Ein Ruck, und das Eisenkreuz fiel nach unten.

Auf dem Hof blieb es liegen.

Alvarez rannte hin und trat wütend mit beiden Füßen auf dem Kreuz herum.

»Und jetzt holt die Mönche!« brüllte er, wobei seine Stimme fast überkippte. »Sie sollen sterben! Alle sollen sie sterben!« Sein satanisches Lachen stach in den dunklen Himmel.

Und die Hölle konnte jubilieren...

Suko war noch immer bewußtlos.

Nicht einmal ein leises Stöhnen hatte er von sich gegeben. Es mußte ihn doch stärker erwischt haben, als ich angenommen hatte. Ich befand mich noch immer auf der Straße. Mittlerweile hatte mich die Dunkelheit eingeholt. Ich mußte die Scheinwerfer einschalten. Ihre Strahlen warfen einen hellen Teppich auf den Weg.

Ich wußte, daß ich zu spät kommen würde. Die Horror-Reiter waren einfach zu schnell. Sie brauchten sich nicht an die Gesetze der Physik zu halten, die konnten auf ihren rabenschwarzen Pferden durch die Luft reiten.

Wenn ich im Kloster St. Patrick eintraf, würden sie es längst in ihren Besitz genommen haben.

Davor hatte ich Angst. Sie waren Dämonen, haßten alles Gute, alles Menschliche, und wie ich sie kannte, würden sie kein Erbarmen kennen und alle Insassen töten.

Als ich daran dachte, bildete sich auf meinem Rücken eine Gänsehaut.

Meine Furcht steigerte sich noch mehr. Ich fuhr schneller, nahm die Kurven härter, obwohl es schon fast an Wahnsinn grenzte.

Dann trat ich auf die Bremse.

Vor und über mir sah ich den blutroten Schein am Himmel. Im ersten Augenblick nahm ich an, daß St. Patrick brennen würde, aber der Schein bewegte sich, er wanderte von oben nach unten und war schließlich verschwunden.

Das waren die Reiter.

Und sie mußten es tatsächlich geschafft haben, das Kloster zu stürmen.

Gas!

Ich fuhr noch schneller, noch riskanter. Manchmal radierten die Reifen nur um Haaresbreite am Abgrund entlang, aber ich mußte retten, was noch zu retten war.

Vielleicht noch zwei Minuten Fahrt, dann hatte ich das Kloster in den Bergen erreicht.

Es waren nicht einmal zwei Minuten.

Ich stoppte, öffnete die Tür und verzog das Gesicht, weil ich die gellenden Stimmen und das Schreien hörte.

Die Dämonen waren in ihrem Element!

Am liebsten wäre ich auf das Kloster zugerannt, hätte mich über die Mauer geschwungen und wäre wie ein rächender Geist über die anderen gekommen.

Das wäre jedoch falsch gewesen, ich mußte in diesen Augenblicken einen kühlen Kopf bewahren.

Noch hatte man mich nicht gesehen.

Das Geschehen lief auf dem Innenhof ab, und die dicken Klostermauern trennten uns. Ich warf noch einen Blick auf Suko.

Der Chinese lag wie hingestreckt da. Blaß im Gesicht, mit eingefallenen Wangen. Verdammt, es hatte ihn doch hart erwischt. Ich diagnostizierte eine Gehirnerschütterung.

Das Schwert nahm ich mit. Es war jetzt meine wichtigste Waffe im Kampf gegen die Horror-Reiter. Ich nahm Suko auch die Dämonenpeitsche ab und steckte sie ebenfalls ein.

Vier gegen einen.

Das Verhältnis gefiel mir nicht, aber vielleicht konnten mir die Mönche zur Seite stehen. Vor allen Dingen Bruder Ignatius. Ungesehen gelangte ich bis an das Tor des Klosters. Hoch wuchs es vor mir auf.

Mein Blick wurde etwas pessimistisch. Das Riesending konnte ich allein nicht aufziehen. Wahrscheinlich blieb mir nichts anderes übrig, als an der Mauer hochzuklettern.

Ich achtete auch auf die Geräusche hinter der Mauer.

Und die waren gar nicht schön.

Mir fiel besonders die kreischende Stimme des ehemaligen Mönchs Don Alvarez auf. Er brüllte sich fast die Lunge aus dem Leib, war in seinem Element und versuchte, die Horror-Reiter als auch die Mönche zu dirigieren.

»Ein Schafott werde ich hier aufbauen!« brüllte er. »Ein riesiges Schafott!« Er lachte schaurig. »Und ihr werdet sterben. Der Reihe nach kommt ihr dran.« Ich verstand nicht mehr, was er noch alles erzählte, wußte jedoch, daß es für mich Zeit war.

Da entdeckte ich die kleine Seitentür. Sie ließ sich natürlich besser öffnen. Vielleicht konnte ich sie sogar aufbrechen.

Das war nicht nötig, denn die Mönche hatten sie gar nicht verschlossen.

Ich drückte sie auf. Einen Spalt nur, durch den ich schaute.

Und was ich zu sehen bekam, war nicht dazu geeignet, meine Laune zu heben.

Das Bild war schaurig, makaber und auch tödlich...

Es gab keinen der Mönche, der die Worte des teuflischen Spaniers nicht vernommen hatte. Sie drangen bis in die letzte Klausur und riefen Angst, Erschrecken und auch Zorn hervor.

In diesem heiligen Kloster wurde vom Satan gesprochen. Vom Sieg

der Hölle.

Welch ein Frevel!

Niemand brauchte den Mönchen zu sagen, was sie tun sollten. Sie wußten es von allein.

Fast gleichzeitig wurden die Türen der Klausen aufgestoßen, als die Mönche ihre engen Kammern verließen, die Gänge entlangeilten und sich dem Ausgang näherten.

Dort blieben sie so überrascht stehen, so daß die hinteren nicht mehr rechtzeitig genug stoppen konnten und gegen ihre Vorderleute prallten.

Es entstand ein ziemliches Durcheinander.

Die Szene auf dem Innenhof schien wirklich ein Abbild der Hölle zu sein.

Da waren die vier Reiter. Sie hockten auf pechschwarzen Gäulen, die aus ihren Nüstern Feuer schleuderten und so die unmittelbare Umgebung schaurig erhellten.

Die Reiter bildeten das Abbild des Schreckens. Las man die Buchstaben von links nach rechts, dann formierten sie sich zu dem Wort der Worte.

AEBA!

Hier waren sie wieder vertreten, und das auf geweihtem Grund. Ein Sieg der Hölle, ein Triumph des Teufels und der Schwarzen Magie. Vielleicht hatten einige von ihnen schon über AEBA gehört oder gelesen, aber noch nie hatte jemand der Mönche diesen Horror-Gestalten Auge in Auge gegenübergestanden.

Das war nun der Fall.

Und es gab keinen unter ihnen, der nicht geschockt gewesen wäre.

»Das sind ja Skelette«, flüsterte ein noch junger Mönch und erschauerte.

Die anderen sagten nichts. Sie standen nebeneinander vor der Tür.

Zwanzig Männer.

Zwanzig Mönche, die sich dem Guten verschworen hatten, und über die jetzt die Hölle hereingebrochen war.

Niemand sprach mehr. Die Ruhe vor dem Sturm lag über dem Innenhof des Klosters.

Selbst Don Alvarez hielt den Mund. Er stand vor der großen Eiche, die ein paar Schritte neben dem Brunnen wuchs, ihr dicht belaubtes Astwerk in die Höhe streckte und ein grünes, schützendes Dach bildete. Aus kalten Augen starrte der teuflische Mönch die anderen an. Das war die Stunde seines Sieges. Endlich konnte er zurückschlagen, und er würde die Mönche zu seinen und zu Dienern der Hölle machen.

Einer fehlte allerdings.

Das war Bruder Ignatius. Er war nicht aus seiner Schmiede gelaufen, sondern hatte sich dort zurückgezogen und beobachtete die Vorgänge durch das offene Fenster.

Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg.

Mit einem Vorschlaghammer hatte er seinen Gegner angegriffen. So stark diese Waffe auch war, gegen die Horror-Reiter kam sie nicht an. Er konnte sie damit nicht töten, höchstens Alvarez, aber dann blieben noch die vier übrig, die ihren Auftrag mit tödlicher Präzision ausführen würden.

Was konnte er tun?

Bruder Ignatius zog sich vom Fenster zurück. Sein Blick schweifte durch die kleine Schmiede. Das Feuer war inzwischen so weit heruntergebrannt, daß es kaum noch glühte. Nur ein letztes Glimmen, das war alles.

Er hatte das Silber. Allerdings konnte er damit nichts anfangen. Einige Kugeln waren zwar schon gegossen, nur fehlte ihm die Waffe, mit der er die Geschosse verfeuern konnte.

Nein, da war nichts zu machen.

Er tastete nach seinem Kreuz. Jeder Mönch besaß dieses schlichte

Holzkreuz aus Eiche. Es hing um seinen Hals, war zwar mit Weihwasser geweiht worden, doch die Chance, Gegner damit aufhalten zu können, war mehr als gering.

Nein, das würden sie nicht schaffen. Dafür waren die anderen einfach zu stark.

Was also tun?

Flucht? Sollte er als einziger versuchen zu fliehen und irgendwo Hilfe holen? Dieser Gedanke wurde von ihm so rasch verworfen, wie er aufgezuckt war. Erstens konnte er seine Brüder nicht im Stich lassen, zweitens wußte er nicht, wo er Hilfe herholen konnte.

Demnach schied diese Möglichkeit aus.

Bruder Ignatius schaute wieder aus dem Fenster. Nichts hatte sich verändert, die feindlichen Parteien standen sich noch immer gegenüber.

Und allen voran dieser Mann aus Spanien, der menschliche Teufel in der Mönchskutte, der in das Kloster eingedrungen war und schwere Schuld auf sich geladen hatte.

Bruder Ignatius vermißte seinen Namensvetter, und er vermißte auch den Abt.

Für ihn ein Beweis, daß die beiden zumindest schwerverletzt waren, wenn der andere sie nicht getötet hatte.

»Da fehlt noch jemand!« Die Stimme des Spaniers hallte über den Innenhof.

Ignatius zuckte zusammen.

»Komm raus, du Ratte!« Gelächter folgte, und Bruder Ignatius wußte, daß er gemeint war.

Er rührte sich nicht.

»Soll ich dich holen, Ignatius? Willst du wirklich, daß ich dich aus deiner verdammten Schmiede schleifen lasse?«

Da wußte der Mönch mit letzter Sicherheit, daß er gemeint war. Und er zeigte sich nicht feige. Er überwand seinen inneren

Schweinehund, dachte an die anderen und auch daran, daß er sie unter Umständen durch seine Haltung in Gefahr bringen würde. Vielleicht war der Spanier nur an ihm interessiert, weil er die Silberkugeln für John Sinclair herstellte, und ließ seine Brüder in Ruhe?

Bruder Ignatius zögerte nicht länger. Er atmete noch einmal tief durch, schlug ein Kreuzzeichen und sprach ein kurzes Gebet.

Dann ging er.

Mit schweren Schritten näherte er sich der Tür, stieß sie auf und blieb auf der Schwelle stehen, während er sagte: »Da bin ich, du verfluchter Satan!«

Don Alvarez lachte kreischend. »Satan hast du mich genannt. Welch eine Ehre, mein Freund.« Er verbeugte sich leicht und kicherte hohl. »Ich möchte gern wie Satan sein, vielleicht komme ich meinem Ziel auch ein Stück näher, wenn ich dich und die anderen zu Geschöpfen der Hölle mache!« Er schüttelte den Kopf. »Nein, doch nicht, Ignatius. Dich werde ich nicht zu einem Teufelsdiener machen. Dir steht ein anderes Schicksal bevor. Ich werde dich töten, denn du bist derjenige, der für John Sinclair die Kugeln herstellt, damit er meine Freunde töten kann. Du sollst selbst sehen, wie es ist, wenn man stirbt. Am eigenen Leibe sollst du all das erfahren. Komm her!«

Bruder Ignatius spürte die Blicke seiner Freunde und Leidensgenossen auf sich gerichtet. Er wollte etwas sagen, ein paar tröstende Worte sprechen, doch seine Kehle war zu, denn auch ihn hielt das Grauen umklammert.

»Warum zögerst du?« schrie Alvarez. »Hast du Angst, du komischer Heiliger?«

»Der Tod schreckt mich nicht!«

»Oh, wie edel«, spottete der Mann aus Spanien. »Dann willst du gern sterben?«

»Nein«, erwiderte Bruder Ignatius, der sich wieder gefangen hatte.

»Ich sterbe nicht gern, aber ich weiß, daß auch du nicht unsterblich bist. Eines Tages wird man dich erwischen. Vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr so weit. Dann wird ein Mann kommen, der auch dich zum Teufel schickt.«

»Denkst du an John Sinclair?«

»Ja, an ihn denke ich!«

»Vor ihm habe ich keine Angst. Er kann mich nicht mehr schrecken, weil er gegen mich und die vier Reiter nicht ankommt. Wir hatten schon eine kleine Begegnung, und ich will dir sogar sagen, daß er auf dem Weg zum Kloster ist, doch wenn er hier eintrifft, wird er festgestellt haben, daß die Mönche zu Dienern der Hölle geworden sind. Das ist unsere Stunde, das ist unser Triumph!«

Bruder Ignatius sprach nicht dagegen. Er sah ja selbst, wie gut die Gegenseite im Rennen lag. Und daß ein einzelner gegen die vier Reiter und auch gegen Alvarez etwas ausrichten konnte, daran glaubte er nicht.

Er schaute auf seine Brüder.

Sie standen dort wie eine Herde Schafe. Ängstlich, geschockt und entsetzt.

»Und wenn ihr wissen wollt, wo euer Abt geblieben ist«, sprach Alvarez die anderen an, »dann schaut in seinem Arbeitszimmer nach. Dort liegt er. Mit zwei Messerstichen in der Brust. Ich habe ihn getötet!«

Der teuflische Mönch rieb sich die trockenen Hände. Es raschelte dabei wie Papier. Dann drehte er hastig den Kopf. »Los jetzt, Ignatius, her zu mir! Wir haben schon zuviel Zeit verloren. Du hättest längst tot sein sollen!«

Da ging Ignatius weiter. Begleitet von den Blicken der anderen, für die er sich opfern wollte. Er hatte sein Kreuz umklammert. Der Glaube daran gab ihm die Stärke, die er brauchte, um in den Tod zu gehen. Drei Yards vor Alvarez verhielt er seinen Schritt. Der

teuflische Mönch schaute ihn an und schlug ihm dann hart ins Gesicht.

Bruder Ignatius nahm den Schlag, er taumelte nicht. Nur seine Lippen preßte er hart zusammen, während sein Gesicht von einer dunklen Röte übergossen wurde.

»Dein verfluchtes Kreuz, das du da festhältst, wird dir auch nicht mehr helfen«, kreischte der Teufelsmönch. »Es wird ebenso vergehen wie du. Ein Schafott werde ich hier aufbauen. Ein riesiges Schafott. Und ihr werdet sterben. Der Reihe nach kommt ihr dran. Keiner kann dem Teufel mehr entinnen, der so gern eure Seelen haben will.« Er gab den Reitern ein Zeichen.

Die verstanden.

Langsam setzten sich die Gäule in Bewegung. Einer der Reiter nur blieb an seinem Platz, die anderen drei ritten einen Bogen und kreisten Bruder Ignatius ein.

»Und jetzt könnt ihr sehen, welch eine Macht AEBA besitzt!« schrie Alvarez den anderen zu. »Ihr werdet miterleben, wie euer Bruder von den Lanzen durchbohrt wird.«

Der teuflische Mönch hob den rechten Arm.

»Wenn ich ihn fallen lasse und somit das Zeichen gebe, werden die Reiter ihre Lanzen in den Körper des Mannes hier stoßen!«

Kein Regisseur hätte die Szene besser planen können. Die schweigende Kulisse, der kaum beleuchtete Innenhof des Klosters und die unsichtbar über den Köpfen der Männer schwebende Angst sowie das hier wohnende Grauen.

Wie auf ein geheimes Kommando hin griffen die Mönche unter ihre Kutten.

Sie holten ihre Kreuze hervor.

Die einzigen Waffen, die sie besaßen!

»Das nützt euch gar nichts!« schrie Alvarez und ließ seinen Arm fallen.

»Stirb!« brüllte er...

Wie ein Denkmal stand ich dicht vor der Tür.

Ich hatte meine Beretta gezogen, niemand hatte mich gesehen, als ich den Innenhof betrat, und ich zielte mit meiner Pistole auf den teuflischen Mönch.

Leider war der Schußwinkel ein wenig schlecht, hinzu kam das flackernde Licht, das mehr Schatten produzierte als Helligkeit. Aber es gab keine andere Möglichkeit, um Bruder Ignatius zu retten.

Ich mußte Don Alvarez ausschalten, obwohl es mir gegen den Strich ging, auf einen Menschen zu schießen, der mich nicht unmittelbar bedrohte.

Aber damit rettete ich gleichzeitig ein Leben und hoffte, daß ein anderer mir verzeihen würde.

Der Arm fiel nach unten.

Ich schoß!

Der peitschende Klang der Detonation hallte über den Innenhof. Ich hatte auf die Schulter des Mannes gezielt. Im selben Moment bewegte er sich um eine Winzigkeit zur Seite, und das Silbergeschoß fauchte an ihm vorbei.

Fehlschuß!

Doch mein Eingreifen hatte seine Wirkung gehabt. Sekundenlang entstand ein Durcheinander. Die Reiter ritten zwar an, doch sie töteten Bruder Ignatius noch nicht, während sich Alvarez geduckt hatte, um ein so kleines Ziel wie möglich zu bilden.

Mit Riesensätzen jagte ich heran. Ich wollte mir Alvarez holen, ihn als Geisel nehmen, doch mein Plan wurde radikal zerstört.

Die Reiter waren schneller.

Baels Diener sprengte vor und ritt mir in den Weg. Ich schoß noch einmal, traf auch, doch die Kugel fegte das Skelett nicht vom Rücken des Pferdes.

Dafür traf der Gaul mich.

Er rammte mich. Ich verlor den Boden unter den Füßen, fiel hin und rollte mich sofort herum, wobei ich das Schwert und die Beretta eisern festhielt.

Gegen den Rand des gemauerten Brunnens prallte ich, wollte wieder auf die Beine kommen, doch da hatten sie mich.

Als ich die Augen öffnete, sah ich vier Lanzenspitzen dicht vor meinem Gesicht.

Aus...

Das Schwert und die Pistole konnte ich vergessen. Wenn ich eine falsche Bewegung machte, würden mich die Lanzen durchbohren. Ich hatte mich selbst in die Situation gebracht und mußte nun die Folgen tragen, die nur eins bedeuten konnten: meinen Tod!

Die Mönche hatten gestoppt. Sie trauten sich nicht mehr weiter vor, als sie sahen, daß eine weitere Hoffnung zerstört worden war.

Ich konnte ihnen nicht mehr helfen, ich war selbst in die gnadenlose Mühle des Verderbens geraten.

Alvarez drängte sich vor, schlich an den Pferdeleibern vorbei und trat mir mit voller Wut zweimal hart in die Seite.

Ich zuckte zusammen. Es waren wilde Tritte gewesen, und der Schmerz durchströmte meinen Körper. Eisern biß ich die Zähne zusammen und stöhnte nicht einmal.

»Sinclair, du Hund!« keuchte Alvarez. »Du hast es gewagt, auf mich zu schießen?«

»Ja«, krächzte ich, »und ich würde es auch wieder versuchen, denn Existenzen wie du haben kein Recht, auf dieser Erde zu leben.« Harte Worte, für die ich einen erneuten Tritt kassierte. Diesmal traf mich der Schuh an der Brust und preßte mir die Luft aus den Lungen. Wieder hob Alvarez sein Bein. Ich befürchtete, daß er mich tritteten würde, doch einen vierten Tritt überlegte er sich. Er ließ sein Bein wieder sinken.

»Nein, Geisterjäger, so leicht will ich es dir nicht machen. Du sollst auf eine andere Art und Weise ums Leben kommen. Lange genug habe ich darüber nachdenken können, und mir ist eine sehr gute Lösung eingefallen. Hoch mit dir!«

Ich stand noch nicht auf. Der Schmerz wühlte weiterhin in meinem Körper.

Einer der Reiter beugte sich vom Pferde Rücken. Ich spürte die Hand an meiner Schulter und sah das dunkle, skelettierte Gesicht dicht vor dem meinen. Hart packte die knöcherne Klaue zu und riß mich in die Höhe, wo ich schwankend stehenblieb. Jeder Luftzug hätte mich jetzt von den Beinen geholt.

Das Schwert und die Beretta hatte ich liegenlassen. Ich war nicht mehr in der Lage gewesen, mich damit zu verteidigen, so geschwächt war ich.

»Na, du Held!« höhnte Alvarez, und diesmal kassierte ich einen Schlag ins Gesicht, der mich bis an den Brunnenrand zurückwarf. Sofort rötete sich meine Wange. Ich sah kaum noch einen Ausweg, obwohl sich mein Innerstes mit Flucht beschäftigte, doch die Gegenseite hatte den Ring zu dicht gezogen.

Ich war und blieb in ihrer Hand.

Als ich an Alvarez vorbeischaute, traf mein Blick den von Bruder Ignatius.

Ich sah die Trauer in seinen Augen, die Depression, die Aufgabe, das Wissen, verloren zu haben.

Zwei Reiter lösten sich aus dem Kreis. Sie ritten zu Ignatius und nahmen ihn in die Mitte, damit er nur keinen Ausbruchversuch unternahm. Mich bedrohten die anderen beiden.

Am liebsten hätte ich das Schwert genommen und ihnen jeden Knochen einzeln zerschlagen.

Don Alvarez wandte sich halb um und streckte seinen Arm aus. Er deutete auf die alte Eiche neben dem Brunnen.

»Siehst du ihn, Geisterjäger?«

»Bin ja nicht blind«, erwiderte ich.

Diesmal kassierte ich keinen Schlag. Alvarez war wohl zu sehr mit den nahen Zukunftsproblemen beschäftigt. »An diesem Baum, Geisterjäger, wirst du dein müdes Leben aushauchen. Wir werden dich an den Stamm fesseln, und jeder kann sehen, wenn die Horror-Reiter ihre und meine Rache erfüllen. Ihre Lanzen werden dich durchbohren. Und du wirst dort als toter Mann und als Mahnung für alle an diesem Baumstamm hängen bleiben, damit jeder sehen kann, was mit dem geschieht, der sich uns in den Weg stellt. In diesem Kloster endet dein Weg, John Sinclair!«

Bei den zwei Horror-Reitern, die sich in Bruder Ignatius' Nähe aufhielten, sah ich eine Bewegung. Plötzlich schwirrten glühende Lassos durch die Luft, kreisten einmal und senkten sich auf mich nieder.

In einem Anfall von Wahnsinn riskierte ich einen Ausfall. Ich wollte mich nicht kampflös ergeben, hämmerte die Lanze des mir am nächsten befindlichen Reiters zur Seite und zerrte gleichzeitig an seinem knöchernen Bein.

Halb rutschte er vom Pferderücken. Meine linke Hand fuhr unter die Jacke, doch da traf mich der Schlag. Ich kam nicht mehr dazu, das Kreuz oder die Dämonenpeitsche hervorzuholen. Alvarez hatte genau gewußt, wohin er schlagen mußte.

Mich trieb es in die Knie. Ich fiel nach vorn.

Nein, ich wurde nicht bewußtlos, aber der Hieb schaltete meine Reflexe aus. Ich blieb auf dem Innenhof des Klosters liegen, ohne mich zu rühren.

»Dieser verdammte Bastard!« keuchte Alvarez. »Er versucht es immer wieder, der Hund!« Der teuflische Mönch trat neben mich. »Los, hoch mit ihm!«

Sie hieften mich in die Höhe. Ich spürte die kalten Knochenklauen,

hing wie ein schlaffer Luftballon im Griff der Horror-Reiter und konnte nichts für meine Befreiung tun, da ich noch immer paralysiert war.

Sie schleppten mich zum Baum, warfen mich gegen den Stamm und preßten meinen Rücken an die harte Rinde.

Während Alvarez vor mir stand und mich festhielt, wobei er mich teuflisch angrinste, ritten zwei Horror-Reiter um den Baum herum. Sie hatten aus den Lassos glühende Fesseln geformt, die sie ein paarmal um meinen Körper schlangen. So fest und hart, daß ich mich nicht mehr rühren konnte.

Es war eine verdammte Sache, so zu hängen und sich nicht wehren zu können, aber ich stand sie durch.

Als ich dann wieder normal reagieren konnte, als die Muskeln und Reflexe mitspielten, da hielten mich die Fesseln so stramm, daß ich schon den Baum aus dem Boden hätte reißen müssen, um freizukommen.

Nichts ging mehr.

Alvarez stand vor mir. »Was hatte ich dir versprochen, Geisterjäger?« höhnte er. »Ich werde zuschauen, wie man dich aufspießt.« Er kicherte wie ein Besessener und rieb sich die Hände. »Das ist der schönste Tag in meinem Leben. Auf ihn habe ich lange, sehr lange gewartet, das kannst du mir glauben, Sinclair. Den Geisterjäger einmal so zu sehen, wie es sich gehört. Gefesselt, wehrlos...«

»Fahr zur Hölle!« keuchte ich.

»Nach dir, Sinclair. Aber wenn wir uns dort wiedertreffen, wird es mir besser ergehen als dir, das kannst du mir glauben, du verdammter Bastard!«

Wild trat er mit dem Fuß auf, bewegte beide Arme und holte die Klingen hervor.

Ich sah ihm an, wie es in seinem Gehirn arbeitete. Er hatte den

Horror-Reitern versprochen, daß sie mich töten durften, doch nun, wo ich gefesselt und wehrlos vor ihm stand, da hätte er mir liebend gern die Kehle durchgeschnitten. Man brauchte kein großer Psychologe zu sein, um das herauszufinden.

Er kam näher.

In mir stieg die Angst hoch, als er beide Arme anwinkelte und die Schneiden in Höhe meiner Kehle waagerecht aneinander hielt. »Na, Sinclair, Angst?«

Ich schwieg. Dann spürte ich den kalten Stahl an meinem Hals und zuckte zusammen.

Sein heißer, faulig riechender Atem streifte mein Gesicht, der Mund war verzerrt, die Augen leuchteten, und ich spürte den Schnitt am Hals, als er etwas zudrückte.

Dann zuckten die Klingen zurück.

»Ich würde dir zu gern die Kehle durchschneiden«, flüsterte Alvarez heiser, »aber ich habe meinen Freunden versprochen, ihnen die Rache zu überlassen. Die Rache der vier Horror-Reiter. Sie wird dich treffen, Sinclair.«

Er trat zurück und blickte wild in die Runde. Was er sah, mußte sein Herz höher schlagen lassen.

Da standen die vier Reiter. Den rechten Arm hatten sie jeweils erhoben, mit den knöchigen Fäusten hielten sie die Schäfte der Lanzen umklammert, in den schwarzen Totenschädeln glänzten weiß die gefährlichen Augen.

Eine unheimliche Mördergruppe - eben AEBA!

Jahrhunderte lang geisterten sie bereits durch die Geschichte. Diese vier Reiter, die Verkündiger der Apokalypse, hatten Dichter und Maler dazu angeregt, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Die vier Reiter waren die Symbole für den Hunger, den Tod, den Krieg und die Pest!

Und sie waren die Diener der vier Erzdämonen, den Gegenstücken

der Erzengel.

Einmal war ich ihnen entkommen, ein anderes Mal hatte ich sie besiegt.

Nun war es an ihnen, Rache zu nehmen.

Alvarez sah auch die Mönche.

Schweigend standen sie da. Die Hände um ihre Kreuze gekrallt. Einer nur hatte sich abgesondert.

Ihn traf mein Blick.

Und ich sah, wie es in ihm arbeitete, wie er nach einem Ausweg suchte. Fieberhaft dachte er nach, und er würde auch sein eigenes Leben aufs Spiel setzen, um das meine zu retten.

Deshalb warnte ich ihn.

»Nicht, Bruder Ignatius!« rief ich ihn an. »Was immer du denkst und tun willst, laß es sein!«

Er horchte auf. »Dann willst du sterben?«

»Ja, er wird sterben!« kreischte Alvarez und fuchtelte mit beiden Messern. Er schaute die vier Reiter an. »Seid ihr bereit, Freunde?« Vier Totenschädel nickten.

»Wollt ihr Sinclair sterben sehen?«

Wieder das Nicken.

»Dann los!« keifte Alvarez und rannte zur Seite, um den Reitern nicht im Wege zu stehen...

Die letzten Sekunden meines Lebens?

Waren sie es wirklich? Nun, wo alles zu Ende sein sollte, hatte ich das Gefühl, als würde die Zeit langsamer ablaufen. Ich spürte meine wilde Angst, die sich in einem Schüttelfrost bemerkbar machte, und ich sah, wie die Reiter anritten.

Unter den Hufen wölkten Staubwolken hoch. Die Beine der Pferde hämmerten auf den festgestampften Untergrund. Die Reiter duckten sich. Stoßbereit hielten sie ihre gefährlichen Waffen und jagten auf

mich, den Wehrlosen und Gefesselten, zu.

Ich riß weit die Augen auf - und schrie.

Verdammt, ich schrie. Die Todesangst überkam mich. Ich merkte gar nicht, wie ich an meinen Fesseln zerrte und wie ein Berserker versuchte, mich zu befreien.

Die Stricke hielten.

Wie viele Sekunden waren vergangen? Eine, zwei oder drei?

Der Reiter links von mir, der mit dem A auf der Brust, wuchtete seinen Arm zuerst zurück, dann wieder vor. Und er schleuderte die Lanze zielsicher auf mich zu...

Es kam Suko vor, als hätten ihn die Schatten des Todes schon gehabt und wieder ausgespien.

So ähnlich gestaltete sich das Erwachen aus der tiefen Bewußtlosigkeit.

Im ersten Augenblick wußte der Chinese überhaupt nicht, wo er sich befand. Er hatte das Gefühl, in einer ihm unbekannten Fremde zu sein, er sah nur Schatten, dazwischen feurige Kreise, die aber wieder verschwanden und zu einer bleibenden grauen Farbe wurden, die sich über ihm befand.

Suko stöhnte.

Explosionsartig erfaßte ihn der Schmerz, und es dauerte eine Zeit, bis der Chinese das Zentrum am Kopf lokalisieren konnte.

Dort hatte er den mörderischen Treffer kassiert, der ihn von den Beinen gerissen hatte. Und es mußte schon ein verdammt hartes Ding gewesen sein, denn Suko konnte allerhand einstecken.

Er bewegte seinen rechten Arm. Mit dem Handrücken klatschte er irgendwo gegen, fühlte eine weiche Masse und begriff im ersten Augenblick nicht, daß es sich um Leder handelte. Das stellte er erst fest, als er unter großen Mühen die Augen aufschlug.

Allmählich nur kehrte bei dem Chinesen die Erinnerung zurück. Er

dachte an London, an die Fahrt in die schottischen Berge, den Überfall der Horror-Reiter, dann hatte er einen Filmriß gehabt.

Aus...

Und jetzt? Wo steckte er jetzt? Nach draußen hatten sie ihn nicht geschleift, da wäre es kälter gewesen. Demnach lag er in einem Raum, der Fenster hatte.

Nein, keine Fenster, sondern Scheiben.

Autoscheiben!

Jetzt wußte der Chinese genau Bescheid. Er lag auf dem Rücksitz des Bentley. Dorthin hatte ihn jemand verfrachtet. Wer? John Sinclair vermutlich.

»John?« stöhnte der Chinese.

Er erhielt keine Antwort.

Schwerfällig wälzte sich Suko auf die Seite. Dort blieb er liegen und konzentrierte all seine Kräfte darauf, die Schmerzen in seinem Schädel zu besiegen.

Suko beherrschte die Kunst der Selbstüberwindung, die Yoga-Lehre.

Nicht zum erstenmal probierte Suko es aus, gegen Schmerzen anzukämpfen. Obwohl dies Zeit kostete, blieb er ruhig liegen, rührte sich nicht. Die Zeit mußte er sich einfach nehmen, denn er ahnte, daß er gebraucht wurde.

Eine Viertelstunde verging.

Und Suko schaffte es tatsächlich, die bohrenden Schmerzen zu überwinden. Er fühlte sich wieder besser und auch freier. Nur ein taubes, dumpfes Gefühl war in seinem Kopf geblieben, das ihn jedoch nicht weiter störte.

Die Schmerzen würden noch einmal zurückkehren. Später.

Dann hoffte Suko, daß alles vorbei sein würde.

Vorsichtig setzte er sich auf. Seine Beine zitterten. Er tastete seinen Körper ab.

Die Dämonenpeitsche fehlte.

Suko nahm an, daß John Sinclair sie mitgenommen hatte, aber an den Stab hatte John nicht gedacht.

Den trug Suko noch bei sich. Ebenfalls die Beretta. So war er nicht waffenlos, wenn er den Wagen verließ.

Suko bewegte sich auf die Tür zu. Seine zitternden Finger fanden den Hebel, und langsam drückte er die Tür auf.

Kühle Luft traf und erfrischte ihn.

Es war dunkel geworden. Trotzdem erkannte der Chinese die wuchtigen Klostermauern vor sich.

Die gewaltige, uneinnehmbar scheinende Wand ragte vor ihm in die Höhe.

Er hörte auch Stimmen.

Hektisch, gellend, sich manchmal überschlagend. Auf dem Innenhof mußte eine kleine Hölle toben. Ein rötlicher Widerschein tanzte unruhig auf der Mauerkrone.

Licht von Fackeln?

Suko stemmte sich ab. Es gelang ihm, auf den Beinen zu bleiben, aber nur, weil er sich am Dachrand des Wagens abstützte. Seine Knie zitterten noch immer, er hatte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, der Erdboden schwankte. Er kam Suko wie ein Meer vor, doch der Chinese riß sich zusammen.

Er durfte nicht aufgeben.

Suko stieß sich vom Wagendach ab. Der Weg führte schräg auf das Klostertor zu.

Breitbeinig wankte der Chinese seinem Ziel entgegen. Er preßte die Lippen zusammen und biß die Zähne aufeinander, als ihn ein erneuter Schwächeanfall überfiel und er einen Brechreiz spürte. Folgen des schweren Schlages, die auf eine Gehirnerschütterung hindeuteten. Suko machte weiter. Er durfte nicht aufgeben, nicht jetzt, da er sich dicht vor dem Ziel befand.

Noch fünf Schritte bis zum Tor. Eine lächerliche Distanz. Für Suko bedeutete sie jedoch Schwerstarbeit. Seine Füße schleiften über den Boden, die Beine wollten ihm nicht mehr gehorchen, aber der Chinese machte weiter.

Das Tor!

Es ragte vor ihm hoch, doch Suko sah auch die schmale Seitenpforte, die sogar offenstand.

Eine Einladung nahezu...

Suko streckte den linken Arm aus. Mit der rechten Hand holte er seinen aus Tibet mitgebrachten rätselhaften Stab hervor.

Er stieß die Tür auf.

Sukos Augen wurden groß, als er sah, was sich auf dem Innenhof ereignete.

John Sinclair war an einem Baum gefesselt, und vier Reiter ritten von vorn auf ihn zu. Der Reiter ganz außen hob seinen rechten Arm, um die Lanze zu schleudern.

Der Chinese nahm alle Kraft zusammen, als er das bewußte Wort schrie.

Es ermöglichte ihm, die Zeit anzuhalten.

»Topar!«

Das Unwahrscheinliche geschah. Sämtliche Menschen auf dem Hof erstarrten.

Nur einer konnte sich bewegen.

Der Besitzer des Stabs!

Fünf Sekunden blieben dem Chinesen. Und er sah, daß er wirklich im allerletzten Augenblick gekommen war. Etwa ein Yard vor John Sinclairs Brust war die Lanze zur Ruhe gekommen. Sie schwebte in der Luft, und sie bildete im Augenblick die größte Gefahr.

Noch einmal riß sich Suko zusammen. Er stolperte quer über den Hof auf die Lanze zu, umfaßte den Schaft und riß die Waffe weg.

Wütend schleuderte er sie irgendwohin.

Dann drehte er sich um.

Die Zeit war vorbei.

Alles lief genau da weiter, wo es fünf Sekunden zuvor stehengeblieben war.

Ich erwartete den Todesstoß, doch die Lanze befand sich nicht mehr dort, wo sie noch hatte sein sollen.

Dafür sah ich Suko, der mich aus großen Augen anschaute und dann neben mir zusammenbrach.

Er konnte nicht mehr.

Alvarez' wilder Schrei brach ab. Er hatte mich schon durchbohrt gesehen, doch nun war ich noch immer lebendig, stand aber nach wie vor gefesselt vor dem Baumstamm.

Die Horror-Reiter waren ebenfalls konsterniert. Das Ereignis mußte sie schwer erschüttet haben. Sie hatten gedacht, einen Toten vor sich zu haben, doch nun lebte ich.

Sie rissen ihre Tiere auf der Hinterhand hoch, behinderten sich dabei gegenseitig, so daß ein regelrechtes Chaos entstand.

Alvarez aber tobte und schrie. »Noch einmal!« brüllte er. »Reitet noch mal...«

Die nächsten Worte verstummten in einem Gurgeln, denn Bruder Ignatius hatte eingegriffen. Er warf sich auf den Schreier zu und drosch mit beiden Fäusten nach ihm.

Don Alvarez bekam den Schlag in den Nacken. Die Wucht des Treffers schleuderte ihn zu Boden, wo er sich sofort auf den Rücken drehte, die Beine anzog und sie wieder vorschnellen ließ, so daß Bruder Ignatius voll in den Tritt hineinhechtete.

Der Mönch wurde zurückgeschleudert.

Ich zerrte wie ein Berserker an den Fesseln, wollte sie lösen, doch sie saßen zu fest. Die Stricke schnürten mich ein. Wie es aussah,

würde ich Statist bleiben.

Alvarez, der aus der Nase blutete, kümmerte sich nicht mehr um Bruder Ignatius, sondern rannte auf die Reiter zu. »Tötet ihn!« schrie er. »Reitet endlich an!«

Da griffen die Mönche ein.

Bisher hatten sie nur daneben gestanden, doch nun wandten sie sich gegen die vier Reiter. Sie hatten nur ihre Kreuze und ihre Hände, doch mit dem Mut der Verzweiflung griffen sie ein. Sie hatten gesehen, daß ich noch lebte. Es mußte ihnen wie ein Wunder vorgekommen sein, und das hatte wohl ihre Initiative beflügelt.

Sie stürzten auf Alvarez und die vier Horror-Reiter zu.

Himmel, das war Wahnsinn, was sie da taten. Das konnte nicht gutgehen. Ich schrie und brüllte mir fast die Lunge aus dem Hals.

»Zurück, verdammt, kommt zurück! Es hat keinen Zweck. Die anderen sind stärker!«

Sie hörten nicht.

Die Horror-Reiter rissen ihre Gäule herum. Plötzlich fauchten wieder die gefährlichen Feuerlohen aus den Mäulern der Tiere. Nach Schwefel stinkender Dampf drang aus den Nüstern und zog in trägen Wolken über den Innenhof.

Schreiend wichen die Mönche zurück. Die ersten in der breiten Reihe hatten die Auswirkungen des Feuers zu spüren bekommen.

Sie krümmten sich am Boden.

Und Alvarez lachte.

Wie ein Irrer stand er da. Sein wallender Bart zitterte, das Blut lief aus seiner Nase, und er fuchtelte mit seinen beiden gefährlichen Messern herum.

Ich war immer noch gefesselt. Bis plötzlich eine Gestalt vor mir auftauchte.

Bruder Ignatius!

»John Sinclair«, sagte er. »Hast du ein Messer?«

»Ja, den Dolch. Unter meiner Jacke.«

Kräftige Hände fuhren über meinen Körper und unter die straffen Stricke. Sie bogen sie zur Seite. Ich hörte das Keuchen des Mannes.

Auch er hatte Mühe, an die Waffe zu gelangen, aber er gab nicht auf, sondern setzte all seine Kraft ein.

Dann hatte er den silbernen Dolch. Er säbelte mit der Schneide die Fesseln durch. Zuerst fielen die Stricke am oberen Teil des Körpers, dann die unteren.

Ich war frei!

»Danke!« keuchte ich. »Vielen Dank, Bruder!«

»Das brauchst du nicht, John. Ich will nicht, daß du dich bedankst.«

Tränen schimmerten in seinen Augen. »Kämpfe für meine Freunde! Laß die Hölle nicht siegen!«

»Nein«, knirschte ich, »das bestimmt nicht.« Humpelnd bewegte ich mich zur Seite. Der Blutstau bereitete mir Schwierigkeiten. Ich mußte mich erst wieder an das Gehen gewöhnen. Mit jedem Schritt klappte es besser.

Ich lief zum Brunnen, denn dort lag nicht nur meine Beretta, sondern auch das Schwert. Diesmal würde ich mich nicht überwältigen lassen, das stand fest.

Siegen oder untergehen!

Alvarez heizte die Reiter immer weiter an. Sie hatten sich zu einer erneuten Angriffsfront formiert, um gegen die todesmutigen Mönche vorzugehen.

»Reitet sie nieder!« brüllte Alvarez.

Doch seine Stimme wurde von einer anderen übertönt.

»Das werdet ihr nicht tun!«

Eine Sekunde lang war alles ruhig. Jeder stand auf seinem Fleck und starrte dorthin, wo der einsame Rufer stand.

Es war eine Frau, und sie stand wie ein rächender Engel mit langen schwarzen Haaren auf dem oberen Rand der Klostermauer. In der

rechten Hand hielt sie das Schwert mit der goldenen Klinge.

Kara war gekommen!

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Ein Kraftstrom durchschloß meinen Körper. Ich fühlte förmlich, wie der Glanz in meine Augen trat, wie sich die Muskeln strafften, und ich konnte einfach nicht mehr an mich halten, sondern sprang vor und rief mit gewaltiger Stimme: »Kara, hier bin ich!«

»John!« rief sie zurück.

Alvarez heulte auf. »Sinclair!«

Und dann begann der Kampf!

Kara sprang von der Mauer.

Sie hatte ihren Sprung fantastisch berechnet. Bevor der Reiter mit dem B auf der Brust überhaupt reagieren konnte, hockte Kara hinter ihm auf dem Pferd und schlug zu.

Sie zog die Schneide des goldenen Schwerts von oben nach unten, traf den widerlichen Schädel des Skeletts und zertrümmerte nicht nur ihn, sondern auch den Körper.

Die einzelnen Knochen fielen zu beiden Seiten des schwarzen Pferds auf den Boden.

Ich hatte die Szene mitbekommen. Sie machte mir Mut. Wie ein Berserker stürmte ich vor.

Desteros Schwert hielt ich in der rechten Hand und rannte auf einen Reiter zu. Bevor der seine Lanze nach mir schleudern konnte, hieb ich zu und trennte ihm ein Bein vom Körper. Aufbrüllend jagte das Pferd davon.

Auch die anderen Tiere gerieten in Panik. Sie hatten bemerkt, daß etwas mit ihren Reitern geschehen war, und jagten wie verrückt über den Klosterhof.

Dumpf und gleichzeitig schrill wiehernd suchten sie einen Fluchtweg.

Ihre Mäuler spien Feuer und Rauch.

Die beiden noch voll einsatzfähigen Reiter hatten Mühe, die Tiere unter Kontrolle zu bekommen, so daß sie gar nicht daran dachten, ihre Lanzen zu schleudern.

Kara und ich stellten uns den Tieren.

Doch die waren schlauer als die Reiter. Das Feuer aus ihren Nüstern trieb uns zurück. Auch die Mönche brachten sich schreiend in Sicherheit.

Nur Bruder Ignatius blieb. Er spornte uns mit lauten Rufen an, und wir gaben nicht auf.

Mir gelang es, unter einer flammenden Lohe wegzutauchen, führte einen gewaltigen Streich und köpfte mit Desteros Schwert einen Gaul. Ein grüner Strahl schoß aus der Wunde. Das Pferd brach in die Knie und warf dabei seinen Reiter ab.

Das schwarze Skelett überkugelte sich am Boden. Es war das, dessen Bein ich abgeschlagen hatte. Die Lanze hielt es nach wie vor fest umklammert.

Ich jagte auf das Skelett zu und erreichte es, bevor es sich erheben konnte.

Mit einem Hieb trennte ich den Kopf ab. Ein zweiter Schlag teilte es in der Mitte, so daß mich die einzelnen Knochentrümmer wie Holzspäne umflogen.

Dann wirbelte ich herum.

Noch ein Reiter war übriggeblieben. Er jagte auf das Tor zu, doch er hatte nicht mit Kara gerechnet. Sie war zwar weit von dem Reiter entfernt, doch sie holte aus und schleuderte ihr geheimnisvolles Schwert mit der goldenen Klinge.

Es wischte dicht über den Rücken des Pferdes hinweg, drehte sich dabei und teilte das Skelett etwa in Hüfthöhe.

Die Knochen spritzten nach allen Seiten weg.

Der letzte Reiter war vernichtet. Wir hatten es in einem kurzen, aber wahnsinnigen Kampf geschafft.

Ich rieb über meine Augen.

Da sah ich Don Alvarez.

Meine Füße schienen kaum den Boden zu berühren, als ich hinter dem Flüchtigen herjagte. Alvarez merkte, daß er verfolgt wurde, doch er hatte nichts mehr zuzulegen, er schaffte es nicht. Dicht vor der Mauer hatte ich ihn.

Mein Schwert hatte ich weggeworfen. Ich brauchte es nicht, auch die Beretta nicht.

Ich wollte ihn mit bloßen Fäusten besiegen. Er sollte dorthin, wo er hergekommen war.

Ich schleuderte ihn gegen die Mauer.

Sofort kreiselte er wieder herum. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er mich an.

»Du Hund!« heulte er, und ich sah die beiden Messer in seinen Händen.

Dann griff er an.

Blitzschnell sprang ich zurück, erwischte ihn mit einem Tritt, verschaffte mir Luft und zog ebenfalls meinen Dolch.

»Und nun komm, du Mörder!« flüsterte ich heiser. Ich stand leicht geduckt und erwartete ihn.

Er kam tatsächlich. Vorsichtiger als beim erstenmal.

Zuerst kam seine rechte Hand, dann die linke.

Es waren Stiche, die auf meinen Hals gezielt waren, die mich töten sollten. Und er war schnell, so schnell, daß ich nicht richtig wegkam und mir nur noch eine Chance blieb.

Ich schleuderte den Dolch.

Und ich traf.

Auf einmal steckte die geweihte Waffe in seiner Brust. Seine Arme sanken nach unten, er taumelte noch vor, wollte selbst die Messer werfen, aber ihm fehlte die Kraft.

Alvarez sackte zusammen.

Dicht vor meinen Füßen fiel er zu Boden.

Ich drehte ihn herum.

Der teuflische Mönch war tot.

Ich zog den Dolch aus seiner Brust und säuberte die Klinge. Ich hatte ihn nicht töten wollen, doch er ließ mir keine andere Wahl.

Dann hörte ich die Schreie.

Blitzschnell wandte ich mich um und sah die Horror-Reiter. Aber verdammt, das konnte nicht sein, wir hatten sie doch erledigt! Und jetzt schwebten sie in der Luft.

Nein, es waren ihre Geister, die genauen Abbilder der schaurigen Gesellen.

Ein Sturmwind fegte plötzlich über den Platz, erfaßte die Reiter und trug sie davon.

Irgendwohin...

Und dann hörten wir alle die Stimme, die uns aus den Tiefen des Alls entgegenzuschmettern schien.

»Wir kommen zurück, John Sinclair. Hüte dich...«

Noch einmal fegte der Wind.

Dann war Stille.

Zurück blieb mir nicht nur ein übler Geschmack im Mund, sondern ein widerliches Gefühl des Unbehagens...

Wir blieben drei Tage im Kloster. Zusammen mit Kara, Myxin und auch Suko, der gepflegt wurde und dank der Hausmittel der Mönche rasch wieder auf die Beine kam.

Den toten Fahrer hatten wir auch geholt. Er wurde im Kloster begraben.

Wie auch der Abt und Bruder Ignaz. Alvarez hatte sein Grab außerhalb der Mauern gefunden.

Suko erholte sich schnell. Als der Abschied kam, waren alle Mönche versammelt. Auch jene, die durch die feurige Lohe verletzt

worden waren.

Sie brachten uns zum Tor. Wir aber fuhren mit der Gewißheit, hier Freunde für immer gefunden zu haben.

Der Fall hatte noch ein Nachspiel. Und zwar im Dämonenreich. Dort freute sich jemand diebisch, daß es den vier Horror-Reitern nicht gelungen war, John Sinclair zu vernichten.

Dieser jemand war Asmodina.

Ihr Auftreten glich dem einer Königin, als sie wieder einmal mit den Erzdämonen zusammentraf.

»So einfach ist er doch nicht zu besiegen, wie?« höhnte sie und lachte lauthals, als sie die vier Erzdämonen anschaute und deren deprimierte Haltung sah. »Am besten ist es, wenn ihr Sinclair mir überlaßt. Ich kriege ihn. Irgendwann...«

Und diesmal widersprach niemand.

ENDE